



ORIENTIERUNG

Nr. 6 51. Jahrgang · Zürich, 31. März 1987

DER TARIFKONFLIKT in der Metallindustrie der Bundesrepublik Deutschland 1984 ist zum Einstieg in eine neue Arbeitspolitik geworden: Die Arbeitszeit, nicht mehr nur der Arbeitslohn, ist Gegenstand der Tarifrunde. Der Forderung der Gewerkschaften, die tarifliche Wochenarbeitszeit zu verkürzen, antworteten die Arbeitgeber mit dem Vorschlag, die Arbeitszeit zu flexibilisieren.¹

Was während des Arbeitskampfes 1984 als dumm, töricht und absurd eingeschätzt wurde, ist heute nicht mehr strittig. Um die Massenarbeitslosigkeit abzubauen, ist eine erhebliche Verkürzung der Arbeitszeit unverzichtbar. Warum? Weil 1960-1983 die Produktion um 100% zugenommen hat, das gesamtwirtschaftliche Arbeitsvolumen aber um 20% gesunken ist; weil 1982-1986 das Bruttosozialprodukt um 10% gestiegen ist, das Arbeitsvolumen aber um 2,5% abgenommen hat. Angesichts der realistischerweise zu erwartenden Wachstumsraten wird auch gegen das Jahr 2000 die Zahl der registrierten Arbeitslosen an die Zweimillionengrenze heranreichen.

Angesichts dieser Aussichten ist die gegenwärtige Verteilung der Erwerbsarbeit ungleich. Die Arbeitslosen werden zur totalen Freizeit verurteilt, nach einiger Zeit aus der Arbeitslosenversicherung ausgegrenzt und schließlich an die Sozialhilfe verwiesen, während die Erwerbstätigen ein Mehreinkommen erarbeiten und sich mehr Konsum gestatten, ohne daß die arbeitsgebundene Zeit und der Streß bei der Erwerbsarbeit wesentlich geringer werden.

Gegen eine andere, nämlich gleichmäßige Verteilung der Erwerbsarbeit wird das Kostenargument angeführt. Arbeitszeitverkürzung sei kostenwirksam, verringere die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft. Selbstverständlich ist eine Arbeitszeitverkürzung nicht zum Nulltarif zu haben. Aber hinter der Forderung des vollen Lohnausgleichs

Arbeitszeit – nach wessen Maß?

steckt die Bereitschaft, die Kosten der Arbeitszeitverkürzung mit dem normalen Produktivitätszuwachs, mit dem Produktivitätszuwachs, der durch die Arbeitszeit hervorgerufen wird, mit einer Umverteilung der Einkommen von den Gewinnen zu den Löhnen sowie mit Einsparungen bei der Arbeitslosenversicherung zu verrechnen. Ein Verzicht auf den Lohnausgleich ist einmal den unteren Einkommensgruppen nicht zumutbar, zum anderen gesamtwirtschaftlich nicht vertretbar, es sei denn, daß die Kaufkraftlücke anderweitig geschlossen würde.

Gegen die Arbeitszeitverkürzung wird häufig eingewendet, daß sie nur die Produktivität steigere, nicht aber die Beschäftigung erhöhe. Nun kann man das Beschäftigungsargument und das Kostenargument nicht gleichzeitig verwenden. Zum anderen klingt es durchaus plausibel, wenn die IG Metall erklärt, daß die tarifliche Wochenarbeitszeitverkürzung von 1984 ca. 100000 neue Arbeitsplätze geschaffen habe.

Arbeitszeitverkürzung ist also aus der Tabuzone der Tarifaueinandersetzung heraus. Auch die Arbeitszeitflexibilisierung?

Flexibilisierung der Arbeitszeit meint sowohl deren Differenzierung, d. h. die Veränderung der Dauer der individuellen regelmäßigen Wochenarbeitszeit, als auch deren Variabilisierung, d. h. die Veränderung der Lage dieser Arbeitszeit.

Welche Gründe werden zugunsten einer Flexibilisierung der Arbeitszeit vorgebracht?

Auf der Nachfrageseite des Arbeitsmarkts gestattet die neue arbeitsparende, kapitalintensive Technik eine Entkopplung von Arbeitszeit und Betriebszeit. Außerdem verlangen die differenzierten Kundenwünsche sowie die spezifischen Merkmale der Dienstleistungen, die sich nicht speichern lassen, daß das Reaktionstempo, mit dem sich die Produktion anpaßt, erhöht wird. Und schließlich sind die Qualifikationsanforderungen der Mitarbeiter(innen) so ausdifferenziert, daß diese nicht in ein starres Arbeitszeitkorsett hineingepreßt werden können.

ARBEIT

Gesellschaftliche Zeitkultur und Arbeitsrhythmus: 1984 Einstieg in die verkürzte Wochenarbeitszeit – Verkoppelt mit dem Produktivitätszuwachs – Gründe für die Flexibilisierung – Entkopplung von Arbeitszeit und Betriebszeit – Zeitsouveränität des Arbeitnehmers als menschengerechtes Kriterium – Relevanz des freien Wochenendes – Es erlaubt Nichtstun ohne schlechtes Gewissen und soziale Kommunikation – Gleitende Freizeit zerstört die Lebenswelt – Zeit ist immer gesellschaftlich strukturiert – Die Interessen ungebremster Kapitalverwertung – Gefordert ist die Solidarität der Kirchen mit den Gewerkschaften.

Friedhelm Hengsbach, Frankfurt

ETHIK

Vieldeutiges Phänomen Sexualität: Gegenstand exzessiver Kommerzialisierung wie emanzipatorischer Gesellschaftskritik – Ausgangspunkt existentieller Selbstfindung wie moralischer Urteilsbildung – Sexualwissenschaften vermitteln keine zureichende Deutung – Nicht nur konstantes Element humaner Daseinsgestaltung – Prägnante Realisation gesamtgesellschaftlicher Wirklichkeit – Modelle moderner Sexualitätstheorie – Fähigkeit, die Liebe leiblich zu transformieren – Dornenreiche Geschichte christlicher Sexualmoral – Entsexualisierung führte zu sexueller Obsession – Entwicklung seit dem Vatikanum II – Die Forderungen einer kommunikativen Ethik.

Jean-Pierre Wils, Tübingen

GERECHTIGKEIT

Zur internationalen Schuldenkrise: Zu einer Erklärung der *Päpstlichen Kommission Justitia et Pax* – 20 Jahre nach der Enzyklika Paul VI. «*Populorum progressio*» – Forderung nach gerechteren Handelsbeziehungen – Verschuldung der Dritten Welt erreichte 1986 1000 Mrd. Dollar – Unerträgliche Last der Zinsrückzahlungen – Dokument fordert neue Formen der Solidarität und gerechteren Lastenausgleich – Es enthält Elemente einer *Ethik des Überlebens* – Langfristige Verpflichtungen der Partnerländer werden in Erinnerung gerufen – Respektierung der Grundbedürfnisse der Bevölkerung – Großprojekte bieten keinen Ausweg.

Josef Bruhin

LITERATUR

Erinnerungen an Paul Celan: Zu einer Veröffentlichung des Freiburger Germanisten *Gerhard Baumann* – Anregendes kulturelles Klima der Vaterstadt Czernowitz – Der Schulfreund Immanuel Weißglas – Frühe dichterische Versuche – Erfahrungen des Krieges – Bleibender Argwohn gegenüber Martin Heidegger – Beobachtungen zu Celans Sprachsensibilität – Grenzen der Sprache werden erkundet, um das Unsagbare zu schützen.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

Auf der Angebotsseite des Arbeitsmarkts scheinen sich die Wertvorstellungen der Erwerbstätigen zu verändern. Die Erwerbsarbeit wird subjektiv geringer gewichtet. Arbeitsferne Bedürfnisse treten in den Vordergrund. Auch offenbaren die Lebensentwürfe immer mehr ein individuelles Profil. Auch die Lebenspläne haben nicht mehr den typischen Verlauf der drei Phasen: Ausbildung, Erwerbstätigkeit, Ruhestand; die traditionelle Erwerbsbiographie ist zu Ende.

Nun sieht es so aus, als sei in den Trend der allgemeinen Arbeitszeitverkürzung eine Eigenlogik der Arbeitszeitflexibilisierung eingebaut: Je drastischer die Wochenarbeitszeit oder die Tagesarbeitszeit verkürzt werden, um so dringender stellt sich die Frage, wohin diese Arbeitszeit im Tagesablauf oder im Wochenablauf plaziert wird. Werden also in dem Ausmaß, wie die Gewerkschaften die allgemeine Arbeitszeitverkürzung durchsetzen, die Arbeitgeber ihre flexible, differenzierte Anwendung erzwingen? Die Gesellschaft muß unabhängig von der jeweiligen Machtposition der Tarifgegner nach dem Maßstab einer flexiblen Arbeitsgestaltung fragen. Wer setzt den Maßstab einer Arbeitszeit nach Maß?

Entkoppelung von Arbeitszeit und Betriebszeit

Die Flexibilisierung nach den Vorstellungen der Arbeitgeber orientiert sich an ihrem Interesse, Arbeitszeit und Betriebszeit zu entkoppeln.

Anstatt beispielsweise auf vier Arbeitsplätzen vier Arbeitnehmer in einer 5-Tage-Woche mit einer Arbeitszeit von 40 Stunden zu beschäftigen, wobei aber regelmäßig Mehrarbeit anfällt, werden nun fünf Arbeitnehmer auf vier Arbeitsplätze verteilt. Sie haben eine gleitende 4-Tage-Woche mit einer täglichen Arbeitszeit von 9,6 Stunden und einem zusätzlichen freien Tag pro Woche; alle fünf Wochen steht ihnen ein freies Super-Wochenende von vier Tagen zu. Die Betriebszeit beträgt 48 Stunden.

Oder anstatt in zwei Schichten sechs Arbeiter mit einer 5-Tage-Woche und täglich 8 Stunden zu beschäftigen, wobei am Samstag regelmäßig Zusatzschichten anfallen, werden nun neun Arbeiter auf eine 4-Tage-Woche mit täglich 9 Stunden und Samstagsarbeit verteilt. Dem einzelnen Arbeiter, der an jedem dritten Samstag arbeiten muß, steht nach der Spätschichtphase ein freies Superwochenende von fünf Tagen zu. Die Betriebszeit beträgt nicht mehr 80, sondern 108 Stunden.

Die Flexibilisierung im Einzelhandel bietet seit geraumer Zeit genug Anschauungsmaterial, um Kontext und Folgen dieser Arbeitszeitgestaltung abzuschätzen. Die physische Belastung der Verkäuferin: Heben, Tragen, Stehen, Zwangshaltung und einseitige Muskelanspannung sowie die psychische Belastung der Kassiererin: gedankliche Konzentration und Streß am Einzelarbeitsplatz, dazu Lärm, Wärme und Zugluft als Arbeitsumgebung sind für jeden Kunden nachprüfbar. Die Lage der Arbeitszeit am Nachmittag und am Samstag ist für Frauen mit kleinen Kindern sehr ungünstig; die Kassiererin hat Vö- und Nacharbeiten zu erledigen, so daß ihre freie Lebenszeit wenig planbar ist. Die Doppelbelastung der Erwerbs- und Familienarbeit beeinträchtigt ihr Regenerationsvermögen und letztlich ihre Gesundheit.

Eine spezifische Art der Flexibilisierung ist die Teilzeit, die fast ausschließlich von Frauen geleistet wird, und zwar unter belastenden Arbeitsbedingungen, auf den unteren Stufen der betrieblichen Hierarchie, bei geringer Entlohnung und niedriger Qualifikation. Teilzeitarbeitsplätze für Frauen finden sich vorwiegend im Reinigungsgewerbe, im Einzelhandel, bei der Post,

¹ Dieser Tarifkonflikt wurde zum härtesten Arbeitskonflikt in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, weil die IG Metall eine allgemeine Verkürzung der tariflichen Wochenarbeitszeit, konkret den Einstieg in die 35-Stunden-Woche forderte, die Arbeitgeber sich zu Beginn aber strikt weigerten, über eine Änderung der Regelarbeitszeit von 40 Stunden pro Woche zu verhandeln.

im Gaststättengewerbe und bei der Verwaltung. Die Flexibilisierungsmotive der Teilzeitarbeit sind genauso wie bei befristeten Arbeitsverträgen oder bei Telearbeit in erster Linie die Kapazitätsauslastung, die Produktivitätssteigerung und die Anpassung des Personaleinsatzes an die Nachfrageschwankungen.

Das Maß des Menschen

Der Mensch ist ein tagaktives Lebewesen. Sein Biorhythmus beschert ihm normalerweise Leistungsspitzen zwischen 8 und 13 Uhr, zwischen 16 und 18 Uhr; das Leistungstief liegt während der Nacht. Eine menschengerechte Flexibilisierung wird diese Bedingungen beachten. Das heißt erstens, daß das Volumen an Nacht-, Schicht- und Feiertagsarbeit nicht weiter zunimmt. Diese Arbeitsform ist ein gesundheitlicher Risikofaktor und ein unspezifischer Belastungsfaktor. Die Tagesperiodik physiologischer und nervlicher Funktionen läßt sich nicht gegen den Biorhythmus und noch weniger gegen den Rhythmus der sozialen Umwelt umkehren. Da es dem Schichtarbeiter nicht gelingt, den eigenen Tagesablauf bzw. die sozialen Kontakte strikt dem Zeitregime der Wechsel- und Nachtschicht zu unterwerfen, werden die Beziehungen zum Ehepartner und zu den Kindern gestört, verkümmern die restlichen sozialen Beziehungen. Zweitens müssen eine Höchstarbeitsgrenze pro Tag festgelegt und Mehrarbeit abgebaut werden. 1985 sind in der BRD 1,5 Mrd. überstunden geleistet worden, was rein rechnerisch 1 Mill. Arbeitsplätzen entspricht. Allenfalls notwendige Mehrarbeit und besonders belastende Arbeitsbedingungen (z. B. Akkord) sollten nicht finanziell honoriert, sondern durch mehr Freizeit ausgeglichen werden – «Zeit statt Geld». Gegen eine solche Regelung wird oft eingewandt, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen das Überstundengeld bzw. die Staub- und Lärmzulage bräuchten. Nun scheint etwa die Hälfte der Beschäftigten mehr oder weniger unter Druck gesetzt, wenn sie Überstunden zustimmen. Immerhin legt sich nahe, die tariflichen Löhne zu erhöhen, wenn das Lohneinkommen nicht reicht, um den Lebensunterhalt zu finanzieren, oder wenn die gesamtwirtschaftlich benötigte Kaufkraft nicht vorhanden ist.

Die Zeitsouveränität des Arbeitnehmers oder der Arbeitnehmerin ist ein überzeugendes Kriterium menschengerechter Flexibilisierung. Was wünschen die abhängig Beschäftigten wirklich? Es wird gut sein, diese Frage nicht von außen zu beantworten, denn im vorigen Jahrhundert meinten besorgte Unternehmer, die Kinderarbeit schütze die nachwachsende Generation vor Verwahrlosung und die Sonntagsarbeit bewahre den Arbeiter vor Alkoholmißbrauch. Gleitzeit scheint allgemein beliebt zu sein. Ebenso zusammenhängende Arbeitszeiten und Freizeiten, das Wochenende an einem Stück. Außerdem verminderte Arbeitsbelastung, verbesserte Kommunikation am Arbeitsplatz, größere Handlungsspielräume, weniger Monotonie. Und schließlich überschaubare Ausgleichszeiträume, die eine verlässliche Planung der Lebenszeit gewährleisten. Die authentischen Wünsche der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer werden in der Regel erst dann aufbrechen, wenn echte Alternativen vorhanden sind. Eine verheiratete Frau ohne berufliche Qualifikation, aber mit zwei kleinen Kindern und einem Mann, der zur unteren Einkommensschicht gehört, wird einer kapazitätsorientierten variablen Arbeitszeit zustimmen, solange sie keine andere Chance hat, das Familieneinkommen aufzubessern.

Chancengleiche Gestaltung der Arbeitszeit

Der Arbeitnehmer, der in der Gestaltung seiner Arbeitszeit ausschließlich auf die eigene Souveränität vertraut, wird bald merken, daß die des Arbeitgebers größer ist. Zeitsouveränität der Arbeitnehmer gibt es nicht ohne kollektive Verkörperung. Wer verhindert die totale Flexibilisierung und damit die Vereinzelung der Arbeits- und Lebenszeit? Wer sichert die chancengleiche Gestaltung der Zeit sowohl am Werktag als auch am Wochenende?

Eine erste Sicherungslinie chancengleicher Flexibilisierung ist die Solidarität der abhängig Beschäftigten. Gegenwärtig sind gefährliche Spaltungstendenzen zu beobachten, wenn die Stammebelegschaften, nämlich besserverdienende, hochqualifizierte Männer, flexible Arbeitszeiten für sich durchsetzen, während betriebliche Randgruppen wie die Frauen auf Teilzeit oder wie die Jugendlichen nach der Ausbildung auf Zwei-Drittel-Arbeitsplätze mit reduziertem Einkommen und verkürzter Arbeitszeit gesetzt werden.

Eine zweite Sicherungslinie chancengleicher Flexibilisierung ist die Mitwirkung des Betriebsrats. Dessen Kompetenz, den tarifvertraglichen Rahmen der Arbeitszeitbedingungen zu regeln, ist infolge des Leber-Kompromisses gewachsen.² Ob aber dessen Verhandlungsposition und Durchsetzungskraft gegenüber der Unternehmensleitung oder gar der Konzernführung stark genug ist, kann zu Recht bezweifelt werden. Immerhin kann der Betriebsrat einen bestimmten Grad an betrieblicher Öffentlichkeit und Vergleichbarkeit herstellen und die Einhaltung fester Ober- und Untergrenzen kontrollieren.

Eine dritte Sicherungslinie chancengleicher Flexibilisierung ist der tarifvertragliche Schutz aller Arbeitsverhältnisse, ob sie nun auf Vollzeit- oder Teilzeitbasis oder auf der Basis einer geringfügigen Beschäftigung abgeschlossen werden. Die Zugangs- und Übergangsbarrieren der einzelnen Vertragsformen müßten aufgehoben werden. Eltern mit Kindern müßten ein Recht auf Teilzeitarbeit mit vollem Lohnausgleich bekommen. Jede arbeits- und sozialrechtliche Benachteiligung z. B. beim Lohnsatz, Urlaubsgeld und Kündigungsschutz, bei der Feiertagsbezahlung, Altersversorgung und Versicherungspflicht sollte ausgeräumt werden. Vor allem jede diskriminierende Behandlung der Frauen und Männer muß fallen.

Die Flexibilisierung der Erwerbsarbeitszeit klingt wie das Gegenangebot der Arbeitgeber auf eine Einzelforderung der Gewerkschaften, die Erwerbsarbeitszeit zu verkürzen. Das Angebot scheint sich lediglich auf einen Teilbereich umstrittener Arbeitsbedingungen zu beziehen. In Wirklichkeit aber ist eine umfassende zeitliche Neugliederung der ganzen Gesellschaft angestrebt. Denn während die Arbeitgeber versuchen, die Betriebszeiten der Produktion auszuweiten, drängen politische Gruppen darauf, die Öffnungszeiten des Einzelhandels zu erweitern und über eine Privatisierung der Rundfunk- und Fernsehmedien deren Programmangebot zeitlich zu entgrenzen. So wird eine Spirale wechselseitigen Begründungszwangs ausgelöst, sämtliche verfügbare Zeit der Gesellschaft zur Wirtschaftszeit zu machen.

Diese Interessen ungebremster Kapitalverwertung stoßen auf den massiven Widerstand der abhängig Beschäftigten, die nicht gewillt sind, die soziale Errungenschaft des freien, verlängerten Wochenends preiszugeben. Schon jetzt werden Hektik, Streß und Zeitnot während der Erwerbsarbeit beklagt; die Freizeit insbesondere der doppelt belasteten erwerbstätigen Frauen bleibt davon nicht unberührt. So hat das Wochenende inzwischen bei nicht wenigen abhängig Beschäftigten als Zeit sozialer Kontakte einen herausragenden Stellenwert. Dementsprechend hat sich in den vergangenen Jahren bereits ein profilierter Lebensstil des Wochenendes entwickelt: Der freie Samstag ist von Eigenarbeit am Haus, im Garten und mit dem Auto geprägt, vom gemeinsamen Einkaufen in der Innenstadt am Morgen und von außerhäuslichen Veranstaltungen oder häuslicher Kommunikation am Nachmittag. Im Unterschied dazu hat der Sonntag Merkmale eines langsameren Lebens angenommen: mit Ausruhen, Ausschlafen oder primärgruppenzentrierter

² Der unter der Schlichtung von Georg Leber ausgehandelte Kompromiß bestand darin, daß die Regelarbeitszeit von 40 Stunden pro Woche aufgegeben wurde, daß die Regelarbeitszeit von 38,5 Stunden aber nur ein durchschnittlicher Zweimonatswert war und daß die konkrete Ausgestaltung den Unternehmensleitungen und Betriebsräten überlassen blieb.

Kirche der Befreiung

Das menschliche und spirituelle Porträt des Erzbischofs von São Paulo, des Kämpfers um die Befreiung seines Volkes.

218 Seiten, Broschur Fr. 18.50

Es wächst unaufhaltsam eine Bewegung an der Basis der Kirchen – weg von der hierarchischen, patriarchalen Struktur, hin zur partnerschaftlichen Kirche.

202 Seiten, Broschur Fr. 22.–



Walter-Verlag

Buchhandlung Dr. Vetter

Schneidergasse 27, 4001 Basel
Tel. 061 25 96 28

Kommunikation, mit Sportveranstaltungen, gemeinsamen Essen, Besuchen und Reisen.

Ordnung der Zeit

Die persönlichen Interessen, die sich im schöpferischen Umgang mit dem Wochenende ausdrücken, signalisieren zugleich, daß die Ordnung der Zeit ein gesellschaftlicher Vorgang ist. Jede Gesellschaft geht kollektiv mit ihrer Zeit um. In der Weise, wie sie ihre Zeit ordnet, ordnet sie sich selbst und entscheidet über den eigenen Rhythmus. Die Grundlage der gesellschaftlichen Zeitstruktur kann wechseln: Sie mag in natürlichen Ereignissen wie Tages-, Wochen- und Jahreszeiten, in der religiösen Erinnerung an Geburt und Tod Jesu oder im Profil eines Medienprogramms wie Sportschau, Krimi und Show liegen. Immer aber werden Einzelpläne, langfristige Zeitpläne großer Organisationen und die umfassende gesellschaftliche Zeitgliederung zu einer verbindlichen Vorgabe für den einzelnen zusammengefügt.

Das Wochenende als Institution gesellschaftlicher Zeitordnung hat einen mehrdimensionalen Sinn. Das kollektive Wochenende bietet dem einzelnen Schutz gegen zeitliche Ansprüche, die von außen, in der Regel mit einem Sachbezug an ihn hergetragen werden, und gestattet ihm einen souveränen, in der Regel sozialbezogenen Umgang mit der Zeit. Das kollektive Wochenende entlastet von dem Eigenanspruch, fortwährend selbst im Haus zu arbeiten; es erlaubt Nichtstun, Muße und soziale Kommunikation ohne schlechtes Gewissen. Das kollektive Wochenende schafft einen Rahmen, der soziale Kontakte mit relativ geringem Aufwand ermöglicht und abweichende Handlungsnetze koordiniert. Das Wochenende bietet aber nicht nur einen berechenbaren Rahmen, sondern regt auch Treffen, soziale Kontakte und Veranstaltungen an. Häufig kristallisieren sich um das Wochenende utopische Träume oder wenigstens konkrete Wünsche geglätteten Lebens. Schließlich symbolisiert

das Wochenende in dem für alle gleichzeitigen Wechsel von Arbeit und Ruhe gesellschaftlichen Konsens und gemeinsame Lebenspraxis.

Können diese Sinndimensionen des Wochenendes nicht auf andere Wochentage übertragen werden? Zunächst ist wohl deutlich geworden, daß die Sinndimensionen des Wochenendes erheblich mehr sind als die Summe zweier arbeitsfreier Tage. Deshalb ist mit einer Vermehrung individueller Freizeit noch nicht deren sozialbezogene Verwendung gesichert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der soziale Wert vermehrter individueller Freizeit gegen Null tendiert. Ob außerdem durch die gleitende Freizeit gesellschaftliche Infrastruktureinrichtungen entlastet werden, ist nicht sicher; möglicherweise wird eine zusätzliche Nachfrage wirksam. Fraglich bleibt jedoch vor allem, ob eine Koordination abweichender Handlungsnetze unter Partner und Familienmitgliedern, in Primärgruppen und größeren Organisationen, zwischen Erwerbstätigen und Schulkindern gelingt. Vermutlich werden sich das soziale und politische Engagement, möglicherweise auch die sozialen Primärkontakte zurückbilden, die Freizeitinteressen werden zugunsten der reinen Erho-

lung von der Erwerbsarbeit umgeschichtet. Der Medienkonsum mag verhältnismäßig zunehmen.

Wenn die IG Metall in der Erinnerung an den Slogan «Samstags gehört Vati mir» nun mit der Formel «Am Wochenende gehören wir uns» in den aktuellen Tarifkonflikt um das freie Wochenende eintritt, kämpft sie stellvertretend für die Kirchen um die Erhaltung einer gesellschaftlichen Zeitkultur, die sich dem Diktat einer rentablen Kapitalverwertung nicht beugt. Die Kirchen verhalten sich äußerst kurzfristig, wenn sie sich aus dem Tarifkonflikt um das Wochenende heraushalten und meinen, sie könnten allein standhalten, wenn der Sonntag zur Diskussion steht. Die Zukunft des Sonntags wird im Konflikt um das Wochenende entschieden. Denn das Wochenende ist eine gesellschaftliche Zeiteinheit. Wenn die Gewerkschaften das freie Wochenende erhalten, steht es gut um die Chancen der Kirchen, den Sonntag zu retten. Könnten die Kirchen nicht ihre traditionelle Scheu überwinden und wenigstens in diesem Punkt sich mit den Gewerkschaften verbünden?

Friedhelm Hengsbach, Frankfurt

Sexualität – verwirrendes, vielschichtiges Phänomen

Kaum ein Lebensbereich des Menschen ist das Objekt solch kontroverser und widersprüchlicher Auffassungen und Praktiken wie die Sexualität. Das menschliche Sexualverhalten ist Gegenstand exzessiver Kommerzialisierung, emanzipatorischer Gesellschaftskritik, Ausgangspunkt existenzieller Selbstfindung, Bewährungsfeld moralischer Urteilsbildung und religiöser Ortsbestimmung. Dabei besteht Uneinigkeit darüber, ob sexuelle Freizügigkeit tatsächlich das Zeichen einer liberalen, toleranten Gesellschaft ist oder ob sie nicht vielmehr unter Ausnutzung ihres hohen Marktwertes erneut einer interessengebundenen Knechtung anheimfällt. Strittig ist auch, ob die positive Einschätzung der mit der Sexualität unlösbar verknüpften Leiblichkeit des Menschen als die Wiederentdeckung jüdisch-biblischen Umgangs mit der Sexualität und als Distanzierung von der platonisch-stoischen Überformung dieser Tradition zu bewerten sei oder ob sie den Bruch mit einer maßgeblichen, paulinisch-augustinisch inspirierten Lustfeindlichkeit darstelle. Unumstritten jedoch bleibt das Faktum, daß sich das sexuelle Verhalten grundlegend verändert hat. Die zunehmende Verlagerung des Pubertätsalters nach vorne, die technische Lenkbarkeit und Kontrollierbarkeit der Folgen sexueller Handlungen im Hinblick auf erwünschte Ziele des Sexualaktes, die gesellschaftliche Propagierung sexueller Freizügigkeit und der Schwund der Überzeugungskraft traditioneller Normen haben das Sexualverhalten veruneinlichtet und differenziert. Dabei gibt es zwischen der absoluten Permissivität einerseits und einer puritanistischen Prüderie andererseits vielfältige Abstufungen und komplexe Überschneidungen. Zwar mag es stimmen, «daß die gesellschaftlichen Verhältnisse bis in die innere Struktur des Menschen eingedrungen sind»¹, aber die empirische Überprüfung dieser These (A. Husslein, V. Sigusch/G. Schmidt, Kinsey-Report, V. Packard²) liefert weder hinsichtlich des faktischen Verhaltens noch bezüglich der damit zusammenhängenden Wertinterpretation ein einheitliches Bild. Die positivistische Erfassung von Sexualpraktiken (R. E. C. Masters, W. H.

Masters/V. E. Johnson³) läßt den Erfahrungs- und Interpretationswandel von Sexualität vielmehr ohne zureichende Deutung.

Sexualität ist eine Kategorie für die Interpretation der humanen Gestaltung des biologischen Fortpflanzungsverhaltens. Sie gehört zur animalischen Regeneration der Gattung, d. h. sie ist in ihrer biologischen Determiniertheit ein unausweichliches Faktum menschlicher Existenz.⁴ – «Das Verlangen selbst ist unüberwindlich und unausrottbar. Es muß einen danach verlangen, sich vom Verlangen zu befreien.»⁵ (H. Miller) Der Versuch, die reale Mächtigkeit dieser Antriebssphäre zu unterdrücken und zu verdrängen, führt zur Verlagerung der sexuellen Libido auf andere Daseinssphären (S. Freud) und zu einer gefährlichen Verkümmern ihrer nun ungestaltet bleibenden Mächtigkeit.⁶ Zugleich macht die moderne Anthropologie darauf aufmerksam, daß die Sexualität des Menschen ein biologisch entsichertes und von Instinkten weitgehend abgelöstes Verhalten darstellt, das erst in einer individuellen und kulturellen Interpretations- und Gestaltungsleistung zu sich kommt. Während tierisches Fortpflanzungsverhalten von einer biologischen Verankerung der Schemata der Reizauslösung und von eindeutigen Instinktmechanismen geprägt scheint (K. Lorenz, N. Tinbergen), führt die Instinktreduktion beim Menschen zu einer unvorprägten und nicht festlegbaren Sexualität (M. Scheler, A. Portmann, Th. v. Uexküll), die sich in verschiedenen kulturellen Ausprägungen realisiert (B. Malinowski, C. Kluckhohn, Cl. Lévi-Strauss, M. Mead). Die Unabhängigkeit von zeitlichen Einschränkungen führt zur ständigen Aktualisierungsmöglichkeit der Sexualenergie, so daß das rein biologische Merkmal der Gattungsreproduktion schon von den sinnlichen Bedürfnissen der Luststeigerung und von den vielgestaltigen Formen der Begegnung überlagert wird. Die sexuelle Antriebsstruktur kann deshalb auch umgeleitet und «sublimiert» (S. Freud), sie kann sozial und individuell periodisiert, in Nor-

¹ M. Dannecker, Menschenbild und Sexualwissenschaft. Bemerkungen zu einem verschleierten Verhältnis, in: V. Sigusch (Hrsg.), Sexualität und Medizin. Frankfurt 1982, S. 62–78, hier S. 69.

² Vgl. A. Husslein, Voreheliche Beziehungen. Eine empirische Studie zum Sexualverhalten der 14- bis 18jährigen in Österreich. Wien-Freiburg-Basel 1982; V. Sigusch, G. Schmidt, Jugendsexualität. Dokumentation einer Untersuchung, Stuttgart 1973. A. P. Bell, M. S. Weinberg u. a., Der Kinsey-Institute-Report über sexuelle Orientierung und Partnerwahl. München 1980; V. Packard, Die sexuelle Verwirrung. Der Wandel in der Beziehung der Geschlechter, Wien-Düsseldorf 1969.

³ Vgl. R. E. C. Masters, Sexuelle Tabus und Moral. Untersuchung perverser sexueller Praktiken in verschiedenen Kulturen. Hamburg 1965. W. H. Masters, V. E. Johnson, Die sexuelle Reaktion. Reinbek 1970.

⁴ Vgl. C. S. Ford, F. A. Beach, Formen der Sexualität. Das Sexualverhalten bei Mensch und Tier. Reinbek 1968.

⁵ H. Miller, Die Welt des Sexus. Reinbek 1978, S. 19.

⁶ So ist es anzunehmen, «daß reine Unterdrückung und Verdrängung der Sexualität nicht nur diese Triebwünsche primitiv bleiben läßt, sondern darüber hinaus auch die ebenso primitiv in der Entwicklung steckenbleibende Aggression gefährlich macht». (T. Brocher, Sexualität und Humanität. Würzburg 1968, S. 59).

men und Institutionen ethisch interpretiert, sie kann schließlich als Intimsphäre kultiviert und als Ausdruckshandlung symbolisiert werden. Die Verschmelzung der biologischen Grundlage der Sexualität mit der gesellschaftsspezifischen und kulturellen Verwirklichung dieser Antriebsenergie führt demnach zu einem doppelten Austausch: «Theoretisch gesehen, kann die sexuelle Aktivität menschliche Antriebssysteme allseitig durchdringen, während umgekehrt außersexuelle Impulse die sexuelle Aktivität färben können; praktisch geht diese Durchdringung in dauerndem Wechselspiel vor sich.»⁷ So neigen weniger differenzierte Gesellschaften dazu, die Strukturierung ihres Zusammenlebens auf der Basis der geschlechtlichen und sexuellen Organisation (Exogamie, Endogamie, Inzesttabus) so einzurichten, daß die schematisierte Lenkung von Verwandtschaftsbeziehungen zugleich das ökonomische Überleben dieser Gesellschaften sichert.⁸ Die menschliche Sexualität ist demnach nicht nur ein konstantes Element humaner Daseinsgestaltung, sondern sie umfaßt in jeweils höchst unterschiedlicher Erfahrung, Wert- und Sinninterpretation sowie in kultureller Realisation⁹ die gesamte Wirklichkeit des Menschen.

Modelle einer modernen Sexualitätstheorie

► *M. Merleau-Ponty* faßt die Geschlechtlichkeit des Menschen nicht als einen Ausdruck menschlicher Leiblichkeit unter vielen anderen auf, sondern betrachtet sie als *das* leibliche Signum der Existenz schlechthin. Sexualität ist die allgegenwärtige leibliche Seinsweise des Menschen, «eine Intentionalität, die der Bewegung der Existenz selbst folgt».¹⁰ Die Geschlechtlichkeit ist gleichsam der leibliche Realitätsmodus und die Wahrnehmungsweise unseres Selbst: «Beständig ist die Geschlechtlichkeit im Leben gegenwärtig als Atmosphäre.» Die Existenz des Menschen realisiert sich also in ihrer sexuellen Seinsweise: Sie ist Ausdruck und Symbol dieser Existenz. Dadurch aber nimmt die geschlechtliche Seinsweise des Menschen teil an der Bewegung der Existenz als *Transzendenz*. S. Freuds Behauptung der Anwesenheit der Libido in allen Schichten des menschlichen Verhaltens und das Vorhandensein sexueller Antriebsenergie in allen Formen der Kultur (Sublimation) findet hier ihre phänomenologische Bestätigung. «Geschlechtlichkeit und Existenz durchdringen einander, die Existenz strahlt in die Geschlechtlichkeit, die Sexualität in die Existenz hinaus, so daß die Feststellung des Anteils sexueller Motivation und desjenigen andersartiger Motivationen für einen bestimmten Entschluß oder eine gegebene Handlung unmöglich ist.»

► *H. Marcuse* unternimmt den Versuch, die menschliche Libido aus ihrer Unterwerfung unter das kulturelle «Realitätsprinzip» Freuds zu befreien und dem «Lustprinzip» wieder gesellschaftskritisch zur Geltung zu verhelfen. Marcuse erblickt die Herrschaft des Realitätsprinzips in der individuellen (ontogenetischen) und kulturellen (phylogenetischen) Unterdrückung der Lustkomponente individuellen und gesellschaftlichen Daseins. Der Triebverzicht, den die industrielle Zivilisation ihren Mitgliedern auferlegt, führt zu einer «repressiven Sublimation» sexueller Energien. Marcuse verbindet diese Repression mit der Kategorie des «Todestriebes», die beim späten Freud das Gegenstück zur Kategorie des Eros oder Lebenstriebes bildet. Das Ziel der Förderung des Lustprinzips besteht darin, «jenseits des Realitätsprinzips» utopische und ästhetische Elemente zu mobilisieren, damit der Eros die Herrschaft des Todestriebes im individuellen und im sozialen Leben überwinde. Der befreite Eros als nicht-repressive, selbst-sublimative Form der Sexualität hebt im Kontext sozialkritischer Strategien die Desexualisierung des Körpers im Rahmen seiner ökonomischen Nutzanwendung auf, sie transformiert sich «von der unter das genitale Supremat gezwungenen Sexualität zu der Erotisierung der Gesamtpersönlichkeit».¹¹

► Gegen diese klassische Repressionstheorie (vgl. auch W. Reich, G. R. Taylor, J. van Ussel, G. Bataille¹²), die sich in vielem an Ch. Fo-

riers «Neue Liebeswelt»¹³ anlehnt, stellt *M. Foucault* die These auf, «daß der Sex nicht über die Unterdrückung an die Macht gebunden ist»¹⁴, sondern daß die Sexualität in der Moderne gerade als *Lust* mit der Macht liiert sei: Sie ist als Lust das Objekt des Machtstrebens von Normierungsstrategien und eines exzessiv sich anreichernden Wissens in den Human- und Sozialwissenschaften. Diese «Objektivierung» hat die instrumentelle Typisierung des weiblichen Körpers, die Pädagogisierung der kindlichen Sexualität, die Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens und die Psychiatrisierung des Abweichungsverhaltens zur Folge. Als Gegenstand bevölkerungspolitischer und ökonomischer Interessen gibt es keine Sexualität «an sich», sondern ein «Sexualitätsdispositiv», d. h. eine Bio-Macht «mobiler, polymorpher und konjunktureller» Strategien. Darüber hinaus aber gibt es eine «Geschichte der Sexualität als Erfahrung»¹⁵, eine Geschichte des Sexes als moralische Selbstkonstitution des Subjekts. Während nach Foucault die griechisch-römische Antike – trotz teilweise restriktiver Moralnormen – die Sexualität als Transformation von Verhaltensregeln in «Künste ..., Ästhetiken der Existenz» verstand, als «Praktiken, mit denen sich die Menschen ... aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht», wurde die christliche Moral «zwingend» und «universal» ein System der Kodifizierung und der Kontrolle des *Sexualaktes* im ganzen.

Sexualität als Erfahrungs- und Sinngestalt

Unbeantwortet bleibt in diesen Ansätzen die Frage, wie sich die Sexualität als eine generelle anthropologische Antriebskraft und als eine individuell und sozial dominante Erfahrungsgestalt in eine Sinngestalt für ihr Subjekt überführen läßt. Der Weg von der «*scientia sexualis*» (E. Kahn, R. v. Krafft-Ebing) zu der «Kunst des Liebens» (E. Fromm), von der «Psychopathologie» (H. Giese)¹⁶ zu der «Personalisierung» (S. Keil)¹⁷ der Sexualität, von der historisch-analytischen Beschreibung zur Erfassen von Wertgesichtspunkten ist weit. H. Schelsky¹⁸ hat für das «normgerechte» Sexualverhalten einige Wertgesichtspunkte aufgezählt: Sexualität garantiert den biologischen Zweck der Arterhaltung, sie erfüllt das biologisch-triebhaftes Lustbedürfnis, sie befriedigt in der Form ihrer Institutionalisierung (Ehe, Familie, verwandtschaftliche Bindungen) das Bedürfnis nach sozialer Sicherung, sie entfaltet das soziale und persönliche Selbstbewußtsein, sie führt zu einer Versachlichung des Verhaltens zu kulturellen Zwecken (Sublimation) und zur Steigerung der Persönlichkeit in höhere Seinsformen (Liebe, Verantwortung, Hingabe usw.). Das beschreibbare «normabweichende» Sexualverhalten vermag zwar nicht, sämtliche Sinngehalte zu realisieren, es kann dafür aber einzelne dieser Gehalte besonders zum Ausdruck bringen. Das obere Formprinzip der Sexualität aber liegt in ihrer Fähigkeit, die Liebe leiblich zu transformieren.

Theologisch-ethische Perspektiven

Die Geschichte der «christlichen» Sexualmoral ist ebenso dorrenreich wie vielfältig und komplex. Die Frage F. Heers, ob das Christentum «eine Religion der Geschlechtsangst»¹⁹ sei und die eher rhetorische Anfrage E. Kretschmers, «warum die Zone des Sexualtriebes in den Mittelpunkt der europäischen Ethik

⁷ W. Bernsdorf, Artikel «Sexualsoziologie», in: Ders., Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1969, S. 921–927, S. 922.

⁸ Vgl. Cl. Lévi-Strauss, Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt 1981.

⁹ Vgl. A. und W. Leibbrand, Formen des Eros. Kultur- und Geistesgeschichte der Liebe, Bd. I und Bd. II. Freiburg-München 1972.

¹⁰ M. Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1974, S. 188; die folgenden Zitate auf S. 201 und 202.

¹¹ H. Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu S. Freud, Frankfurt 1979, S. 199.

¹² W. Reich, Der Einbruch der sexuellen Zwangsmoral. Frankfurt 1981. G. R. Taylor, Im Garten der Lüste. Herrschaft und Wandlungen der Sexualität. Frankfurt 1970; J. van Ussel, Sexualunterdrückung. Geschichte der Sexualfeindschaft. Gießen 1979; G. Bataille, Der heilige Eros. Frankfurt-Berlin-Wien 1982; Ders., Die Souveränität. München 1978.

¹³ Ch. Fourier verkündigt einen «mechanischen Gott, einen Gott des Gleichgewichts, Feind sowohl der Zügellosigkeit wie der Entbehrung; der es versteht, alle Vergnügungen aufeinander abzustimmen und sie gerade durch ihren Überfluß und ihre Vielfalt vor Exzessen und Mißbrauch zu bewahren». (Aus der Neuen Liebeswelt. Berlin 1978, S. 57).

¹⁴ M. Foucault, Sexualität und Wahrheit. Bd. I: Der Wille zum Wissen. Frankfurt 1977, S. 17; das folgende Zitat S. 128.

¹⁵ M. Foucault, Sexualität und Wahrheit. Bd. II: Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt 1986, S. 10; das folgende Zitat S. 18.

¹⁶ Vgl. H. Giese (Hrsg.), Psychopathologie der Sexualität. Stuttgart 1962.

¹⁷ Vgl. S. Keil, Sexualität. Erkenntnisse und Maßstäbe. Stuttgart-Berlin 1966.

¹⁸ H. Schelsky, Soziologie der Sexualität. Hamburg 1956, S. 72f.

gerückt ist»²⁰, lassen sich nicht einfach beantworten. Es ist heute auch kaum möglich, ein homogenes Bild der biblischen Auffassung zu entwerfen, weil hierzu ebenso undifferenziert pessimistische wie auch überzogen optimistische Einschätzungen in der Exegese vorliegen.²¹ Die Begriffsgeschichte der beiden zentralen Worte, die sich auf die Sexualität beziehen können – «soma» (Leib) und «sarx» (Fleisch) –, ist sehr komplex.²² Die Septuaginta verbindet mit dem Begriff «soma» als Übersetzung des hebräischen «basar» nie einen anthropologischen oder kosmologischen Dualismus, sondern versteht unter «soma» die *Gesamtheit* des Menschen. Auch bei Paulus kann «soma» diesen Ganzheits-Aspekt beibehalten und dadurch nicht in Gegensatz zu «Seele» oder «Geist» geraten. Zudem erhält der Begriff im Zusammenhang mit dem Auferstehungsglauben seine eigene Dignität. Der Leib kann die Repräsentation des «kyrios» (1 Kor 6,13), der «Tempel des heiligen Geistes» (6,19) sein. Dabei bleibt – zumindest im ersten Korintherbrief – unklar, ob der sinnliche Leib nur ein Zeichen des anbrechenden Heils sein kann oder ob er selber an der Auferstehung partizipiert: «Gesäß wird ein sinnhafter Leib, auferweckt ein geistiger Leib.» (1 Kor 15,44) Die zunächst unbefangene Bedeutung des «soma»-Begriffs wird aber zunehmend mit der Bedeutungsbreite von «sarx» vermischt. Obwohl auch hier ganzheitliche Perspektiven vorliegen, kann «sarx» schon im Alten Testament zu einem Szenarium des Kampfes zwischen dem «heiligen» Geist und dem Geist des Frevels werden. Im Hellenismus wird die Formel «hädönä sarkos» (Begierde des Fleisches) zu einem antiepileptischen Streitwort. Im Rabbinismus und in der jüdisch-alexandrinischen Theologie (Philon) wird der Begriff zum Element einer ethisch qualifizierten Anthropologie. Zwar hält Paulus in seiner Erlösungslehre die alttestamentliche Ganzheitlichkeit noch überwiegend aufrecht, d. h. die Dualität von «Fleisch» (sarx) und «Geist» (pneuma) betrachtet das «Fleisch» nur insofern als negativ, als es die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen generell, zugleich aber nur metaphorisch anzeigt (vgl. Röm 7,14.18; 2 Kor 5,6ff.; Phil 3,3). Die hohe soteriologische Bedeutung des Leibes wird jedoch schon bei Paulus ständig an einer im anthropologischen Dualismus beheimaten Abwertung der Sexualität exemplifiziert (Röm 1,24–27). Die Ehe ist dann dazu da, «Unzuchtsünden zu vermeiden» (1 Kor 7,2), «weil es besser ist zu heiraten als (vor Begierde) zu brennen» (7,9). Sexualität erscheint als «eine schuldige Pflicht» (7,3). Freilich faßt Paulus das Gesagte nur als ein «Zugeständnis, nicht als Gebot» (7,6) auf. Die Enthaltensamkeit ist vielmehr eine Frucht des Geistes, weil der Christ «das Fleisch mit seinen Leidenschaften und Gelüsten gekreuzigt» (Gal 5,24) hat. Obwohl das Neue Testament das Kriterium für den Umgang mit dem Leib in der Liebe sucht (vgl. Eph 5,21–33) und die biblische Sicht der Sexualität im ganzen eher unbefangen und bejahend ist (vgl. z. B. das Hohe Lied), sind diese einschränkenden Bilder der Sexualität geschichtsträchtig geworden.

Ausgehend von einer in der Patristik zunehmenden Veranschaulichung des glaubenden Selbstverständnisses mittels Kategorien aus der Sphäre der Sexualität (Befleckung/Fleckenlosigkeit – Clemens von Alexandria; Enthaltensamkeit als Signum der Gottesliebe – A. Augustinus; kontrollierte Reinheit/unfreiwillige Pollution – Johannes Cassian) entsteht eine rigoristische, teils platonisch, teils stoisch inspirierte Sexualmoral, welche die Grenze zwischen einer übertrieben negativen Fixierung auf die Sexualität und einer moralisch einforderbaren Verantwortung für die Antriebskräfte im Verhältnis zum Mitmenschen verwischt. Die nahezu pathologische Faszination, die von der Sexualität auf die

Überlegungen und auf die Praxis der christlichen Moral einwirkt – «Die Entsexualisierung führt logisch zu sexueller Obsession»²³ – bringt zugleich einen Verlust der Sexualität als Phänomen der Wirklichkeit mit sich. So wurde die Lustkomponente, die den bloßen Ablauf des Sexualaktes übersteigt, als Indiz für die gefallene Schöpfung betrachtet, weil die Lust den Willen partiell außer Kraft setzt. Entsprechend dieser Verurteilung der Lust sind die Spekulationen über die «Paradiesehe»²⁴, die bis in das hohe Mittelalter reichen, um das «Problem» der geschlechtlichen Erregung zentriert (Augustin, Anselm von Laon, Wilhelm von Champeaux, Bernhard von Clairvaux, Rupert von Deutz).

Christlich gelebte Überzeugungen?

Die allegorische Deutung der Paradiesehe für die «irdische» Ehe vermochte keinen positiven Bezug auf die Sexualität herzustellen, vielmehr drohte das Mißverständnis, die Erbsünde sei in der Sexualität begründet, oder diese sei zumindest ihr wichtigstes Indiz. Erst Petrus Abaelard betonte die Natürlichkeit der Geschlechtslust und sah den ethischen Wert des Sexualaktes in der Intentionalität auf die Gottesliebe grundgelegt. Hugo von Sankt Viktor erblickte das Zentrum der Sexualität in der Liebesgemeinschaft. Diese Intentionmoral wurde jedoch von einer objektivierenden Aktmoral verdrängt, obwohl schon Albertus Magnus²⁵ in seiner Ehezwecklehre neben dem primären Gut der Nachkommenschaft (bonum prolis) und dem Gut der Ehe als «Heilmittel» (bonum fidei, remedium concupiscentiae) der Treuegemeinschaft der Liebenden (bonum sacramenti) den höchsten Wert beilegt. In der Augustinusrezeption des Jansenismus erfuhr die vorsichtige Tendenz zu einer realitätsnahen und positiven Einschätzung der Sexualität einen empfindlichen Rückschlag.

Außerhalb der «erotischen» Nischen der flämischen und deutschen Mystik²⁶ ist die Sexualität das Objekt einer exzessiven Durchleuchtung der Motive und der Abweichungen in den Beicht- und Bußbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts geworden.²⁷ Sie wird reduziert auf Fragen der Pastoralmedizin, der Moralphysik und der Askese.²⁸ Die Sensibilität für den Sinn- und Wertgehalt der Sexualität ging dadurch oft weitgehend verloren.

Seit dem II. Vatikanum (Gaudium et spes; Humanae vitae) und im neuen Kirchenrecht läßt sich jedoch sowohl in der Verkündigung als auch in der theologischen Reflexion die Tendenz beobachten, eine an der Erfahrungswirklichkeit orientierte und anthropologisch verantwortete Sexuallehre zu entwickeln, die den ausschließlichen und vorrangigen Gesichtspunkt der Zeugung als ungenügend empfindet. Während A. Kolnai noch 1920 davon ausging, daß es «keinen Keim radikaler Unverträglichkeit zwischen der Sexualität und den personalen, geistigen, ethisch geordneten Daseinswerten des Menschen»²⁹ gebe, muß diese Sicht der Dinge in der gegenwärtigen katholischen Morallehre als völlig überholt gelten.³⁰ Auch in der protestantischen Theologie hat eine lebhaftere Reflexion eingesetzt. H. Thielicke fügte die Sexualität noch streng in die theologische Ordnungslehre ein³¹, so daß eine enge Korrelation zwischen dem Eros

²³ J. van Ussel (vgl. Anm. 12), S. 49.

²⁴ Vgl. M. Müller, Die Lehre des hl. Augustinus von der Paradiesehe. Regensburg 1954.

²⁵ Vgl. L. Brandl, Die Sexualethik des hl. Albertus Magnus. Regensburg 1955.

²⁶ Vgl. W. Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Bd. I und Bd. II, Leipzig 1874 und 1893.

²⁷ Vgl. R. P. Segneri, Vollkommener Unterricht eines wahren Christen. Augsburg-Dillingen 1696. J. R. Lang, Erklärungen über den großen Katechismus. Augsburg 1805.

²⁸ Vgl. L. Ruland, Grenzfragen der Naturwissenschaft und Theologie. München 1930; A. Niedermayer, Compendium der Pastoralhygiene. Wien 1956; F. Walter, Der Leib und sein Recht im Christentum. Donauwörth 1910; G. Surbled, Die Moral in ihrer Beziehung zur Medizin und Hygiene. Hildesheim 1909 (Bd. I) und 1910 (Bd. II); J. Leclercq, Wegbereitung für Gott. Die christliche Askese. München 1956.

²⁹ A. Kolnai, Sexualethik. Sinn und Grundlagen der Geschlechtsmoral. Paderborn 1930, S. 123.

¹⁹ F. Heer, Eine Religion der Geschlechtsangst?, in: A. Grabner-Haider (Hrsg.), Recht auf Lust? Wien 1970, S. 9–32.

²⁰ E. Kretschmer, Medizinische Psychologie. Stuttgart 1975, S. 81.

²¹ Repräsentativ für eine hermeneutisch unreflektierte Sicht ist die Abhandlung von A. Grabner-Haider, Leib und Lust in der Bibel, in: Ders. (Hrsg.), Recht auf Lust. Wien 1970, S. 213–246.

²² Artikel «soma, somatikos, sossomos», in: R. Kittel (Hrsg.), Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Band 7, Stuttgart 1964, S. 1024–1091, und Artikel «sarx, sarkikos, sarkinos», ebenda S. 98–151; ebenfalls: H. W. Wolff, Anthropologie des Alten Testaments. München 1973.

und der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen entsteht. W. Pannenberg sichtet in der positiven Bewertung der Sexualität eine latente «Zerfallstendenz der von ihrer christlichen Wurzel schon abgelösten säkularisierten Liebesehe in der modernen Gesellschaft».³² Im Wirkungsfeld der Ethik D. Bonhoeffers wird die Frage nach der Sexualität als «Verantwortung» und als «individuelles Ethos» behandelt.³³

Die Hauptfragen einer christlichen Sexualethik angesichts der komplexen Pendelbewegung zwischen Repression und Emanzipation sind der Aufweis der Kriterien von Liebe und Treue aus den Bedingungen menschengerechter Gestaltung der Sexualität. Dabei kommt einer Erneuerung der christlichen Ehelehre besondere Bedeutung zu.³⁴ Aber auch die Wertungen sexuellen Verhaltens müssen entkrampft werden. H. Haag und K. Elliger leisten dazu in ihrem Buch *Stört nicht die Liebe* ebenso einen Beitrag wie W. Bartholomäus mit seiner Untersuchung *Glut der Begierde – Sprache der Liebe*. Die Ansätze zu einer theologischen Ethik als Förderung der Autonomie des Menschen und seiner Befreiung aus soziohistorischen Zwängen haben eine schwierige Aufgabe der Vermittlung zwischen der gelebten Erfahrung der Christen und doktrinären Rahmenbedingungen, in denen schon die Sprache kaum zu den betroffenen Menschen findet.³⁵

Es müßte möglich sein, seine Sexualität als Christin und Christ befreiend und beglückend zu erfahren, ohne zu leugnen, daß es Schuld und Scheitern gibt und daß die Orientierung an sittlichen Weisungen keine Unterdrückung, sondern eine «neue Humanität» (Johannes Paul II.) intendiert. Nur in einer kirchlichen Atmosphäre des Dialogs zwischen Rahmenordnungen, sittlichen Sinngebungen und gelebten Überzeugungen lassen sich die weiter anstehenden Probleme lösen.

Jean-Pierre Wils, Tübingen

³² Eine Ausnahme bildet die restriktive Sexualethik E. Drewermanns, vor allem: *Psychoanalyse und Moraltheologie*, Bd. II: Wege und Umwege der Liebe. Mainz 1984, siehe S. 162f., 187ff., 190.

³³ «Wie sieht nämlich die Botschaft vom theologischen Charakter der Eheordnung jenseits der historischen Praxis aus?» in: *Sexualethik der Geschlechtlichkeit*. Tübingen 1966, S. 88.

³⁴ *Anthropologie in theologischer Perspektive*. Göttingen 1983, S. 430.

³⁵ Vgl. T. Rendtorff, *Ethik. Grundelemente, Methodologie und Konkretionen einer ethischen Theologie*. Bd. II. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1981, S. 76.

³⁶ A. Ziegler u. a., *Sexualität und Ehe. Der Christ vor einem Dauerproblem*. Zürich 1981; D. Mieth, *Ehe als Entwurf*. Mainz 1984.

³⁷ D. Mieth, *Moraldoktrin auf Kosten der Moral? Die römischen Dokumente der letzten Jahrzehnte und die christlich gelebten Überzeugungen*, in: *Katholische Kirche – wohin?* Hrsg. von N. Greinacher und H. Küng. München-Zürich 1986, S. 162-183.

Zur Schuldenkrise

Erklärung der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*

Am 26. März sind es 20 Jahre seit dem Erscheinen der Enzyklika Paul VI. «*Populorum progressio*», die der weltweiten Entwicklungsproblematik gewidmet war. Dem Rundschreiben wurde – wie erinnerlich – in Kreisen von Politik und Wirtschaft keine sonderlich gute Aufnahme bereitet. Man glaubte unentbehrlichen ökonomischen Sachverstand zu missen und beargwöhnte systemverändernde Utopien. Wurde diese Kritik aber nicht längst durch die seither eingetretene Entwicklung in der Weltwirtschaft mehr als eingeholt? Der Nachweis ließe sich in mancher Hinsicht ohne allzuviel Mühe erbringen. Da im folgenden die Schuldenlast der Entwicklungsländer zur Diskussion steht, sei nur kurz an die in der Enzyklika vorgetragenen Überlegungen zu diesem Punkt erinnert.

Paul VI. hat in seinem Rundschreiben nicht bloß seinen anlässlich des Eucharistischen Weltkongresses 1964 in Bombay ge-

machten Vorschlag wiederholt, aus Teilen der für die Rüstung bestimmten Finanzen einen Weltfonds zugunsten der notleidenden Völker zu schaffen. Er hat sich nicht nur mit Argumenten, die heute noch genau so richtig sind wie damals, für gerechtere Handelsbeziehungen eingesetzt. Zur Schuldenkrise schrieb er:

«Ein Gespräch zwischen denen, die Hilfsmittel bereitstellen, und denen, die sie empfangen, ermöglichte es, die Größe der Beiträge festzusetzen, nicht nur nach Hochherzigkeit und Bereitschaft der einen, sondern auch nach den wirklichen Bedürfnissen und Verwendungsmöglichkeiten der andern. Die Entwicklungsländer liefen nicht mehr Gefahr, von Schulden erdrückt zu werden, deren Abzahlung ihr ganzes Aufkommen von Zahlungsmitteln verschlingt. Zinsen und Laufzeit der Anleihen könnten so geregelt werden, daß es für die einen wie die andern erträglich ist: Es ließe sich nämlich ein vernünftiges Verhältnis herstellen zwischen unentgeltlichen Hilfeleistungen, zinslosen oder niedrig verzinsbaren Anleihen und Tilgungsfristen. Garantien für eine geplante und wirksame Verwendung der Kredite könnten denen gegenüber, die Hilfe leisten, übernommen werden ...» (Nr. 54).

Ein Desaster

Geschrieben wurde dies von Paul VI. zu einem Zeitpunkt, da die Verschuldung aller Entwicklungsländer noch weit unter 100 Mrd. Dollar lag, eine Grenze, die erst 1973 durchbrochen wurde. Vergleichsweise idyllische Verhältnisse mit den im letzten Jahr erreichten 1000 Mrd. Dollar, wobei in dieser horrenden Summe laut OECD-Statistiken nicht einmal alle Verpflichtungen der Schuldnerländer aufscheinen. Inflation, schwacher Dollar, tiefe Zinsen ließen in den 70er Jahren fast alle Bedenken gegen das Schuldenmachen in den Wind schlagen. Zu Zeiten, da das Recycling der Petrodollars hoch im Kurs war, standen Bankleute Schlange vor den Ministerien der Drittwelt-Länder. Die mexikanische Finanzkrise im August 1982, die das internationale Finanzsystem an den Rand des Kollapses brachte, war zwar ein Alarmzeichen. Seither stieg aber die Verschuldung immer noch um 300 Mrd. Dollar. Denn Umschuldungen allein bringen keine Heilung, im Gegenteil, sie vermehren nur noch die Last der betroffenen Länder.

Gewiß verteilt sich die Hälfte der 1000 Mrd. Dollar auf verhältnismäßig wenige sog. Schwellenländer wie Brasilien, Mexiko, Argentinien, Südkorea, die sich den Gläubigern gegenüber noch einigermaßen behaupten können. Allerdings sah sich Ende Februar auch der mit 108 Mrd. Dollar größte Schuldner, Brasilien, genötigt, sämtliche Zahlungen einzustellen, wie bereits vor ihm andere Länder Lateinamerikas. Neben den Schwellenländern gibt es aber viele, weltwirtschaftlich weniger bedeutsame Länder, deren Schulden in absoluten Zahlen zwar viel kleiner sind, deren Volkswirtschaften und Bevölkerungen aber von der Schuldendienstproblematik härter gedrückt werden als die Hauptschuldnerländer, so vor allem die Staaten Afrikas südlich der Sahara.

Zinsen und Rückzahlungen fressen im Schnitt der Entwicklungsländer einen Fünftel der Exporteinnahmen. Nach einer UNO-Schätzung erreichte 1986 der Schuldendienst mancher afrikanischer Länder bis zu 190% des jährlichen Exports. Weiterhin sinkende Rohstoffpreise, ein vermindertes Handelsvolumen, geringere internationale Kredite und höhere Kapitalflucht (1984: 20 Mrd. Dollar, 1985: 11 Mrd. Dollar!) beeinträchtigen die Fähigkeit der Entwicklungsländer, ihren Schuldendienst leisten zu können, wie neuere Studien des Internationalen Währungsfonds (IWF) klar ausweisen. Die Schuldnerländer befinden sich in einem Teufelskreis: Die Ressourcen, die sie dringend für Investitionen im eigenen Land gebrauchen würden, müssen für den Schuldendienst eingesetzt werden, was ihre wirtschaftliche Kraft fortwährend weiter schwächt. So findet in vielen Entwicklungsländern eine regelrechte Verarmung statt; nicht wenige sind laut Weltbank um zehn Jahre in ihrer Entwicklung zurückgeworfen worden.

Die verheerenden Folgen sind bekannt und täglich in den Zeitungen zu lesen: *Soziale Unrast*, weil die Sanierungspolitik Arbeitslosigkeit und Hunger mit sich bringt und wie so oft die Ärmsten für die Sünden der Reichen büßen läßt; *Förderung antidemokratischer Tendenzen*, weil die Sparmaßnahmen nur mit repressiven Methoden durchgesetzt werden können und die

wirtschaftlichen Ansätze zu einer politisch stabilisierenden Mittelschicht zerstört werden. Folgen ergeben sich aber auch für die industrialisierten Länder, wobei mögliche große Finanzkrisen keineswegs an erster Stelle zu nennen sind. Für diese werden sich wie in der Vergangenheit mehr oder weniger elegante Auswege finden lassen. Mehr ins Gewicht fällt der Verlust an *Arbeitsplätzen*, weil die Exportmöglichkeiten sinken. Zudem muß unweigerlich mit immer mehr *Steuermitteln* die risikoreiche Exportwirtschaft abgedeckt werden. Es ergibt sich eine massive *Schwächung der Entwicklungshilfe* und eine *Zunahme der Asylbewerber* aus Notgebieten.

Die ganze Situation hat etwas Absurdes an sich. Verglichen mit der Größenordnung der internationalen Finanzmärkte sind die 1000 Mrd. Dollar an sich keine Riesensumme. Erinnert sei bloß, daß die Administration Reagan in ihrer bisherigen Amtszeit die öffentliche Verschuldung der USA um die gleiche Summe in die Höhe getrieben hat. Zwar finden sich Rezepte und Reformvorschläge zur Sanierung des Weltfinanzierungssystems zuhauf, sie sind indes meist wissenschaftlich und politisch umstritten. Selbst unter den Industrieländern konsensfähige Reformen werden politisch, vor allem durch die USA, blockiert. Obwohl sich Reformen gebieterisch aufdrängen, herrscht Ratlosigkeit. *Fritz Leutwiler*, der Direktionspräsident der Schweizer Nationalbank, warnte am Ende seiner Amtszeit: «Gelingt es nicht, eine nachhaltige Entschuldung namentlich der ärmeren Entwicklungsländer einzuleiten, könnte dies zu politischen und sozialen Umwälzungen führen, mit weit dramatischeren Konsequenzen als jegliche Folgen von Bankzusammenbrüchen oder Länderbankrotten.»

Inkompetenz und Manichäismus?

Nun hat am 27. Januar 1987 die Päpstliche Kommission *Justitia et Pax* nicht zuletzt auf Ersuchen vieler Bischöfe der Dritten Welt eine Erklärung veröffentlicht, die Hilfestellung leisten will: «Im Dienste der menschlichen Gemeinschaft: Ein ethischer Ansatz zur Überwindung der internationalen Schuldenkrise». Den verschiedenen Akteuren – Gläubiger- und Schuldnerländern, Finanzinstitutionen und Handelsbanken – sollen Beurteilungskriterien und Untersuchungsmethoden vorgeschlagen werden im Hinblick auf eine ethisch vertretbare Überwindung der Krise. Der unendliches Leid verursachende Schuldenberg hat ja beileibe nicht nur wirtschaftliche und finanzielle, sondern ebenso sehr soziale und menschliche Aspekte, welche die Verantwortungsträger unweigerlich vor ethische Entscheidungen stellen.

Selbstverständlich kann man wie «*Populorum progressio*» der Erklärung zum Vorneherein entgegenhalten, die Kirche sei auf dem Feld internationaler Finanzmärkte inkompetent und die Theologen würden besser bei ihren Leisten bleiben, der Spiritualität etwa oder der Katechese. Wer die Erklärung aufmerksam liest, stellt aber fest, daß im ganzen Dokument nicht eine einzige Zahl oder Summe erscheint. Ausdrücklich wird gesagt, es sei nicht Sache der Kirche, Wirtschafts- und Finanztheorien zu beurteilen. Auch unterbleiben konkrete Lösungsvorschläge, und die Forderungen gegenüber den Beteiligten sind recht allgemein gehalten. Man spürt förmlich, wie man sattsam bekannte Einwände gar nicht aufkommen lassen will und auf wirtschaftliche Sachzusammenhänge nur so weit eingeht, als dies für die ethische Beurteilung unumgänglich ist. Das hat gewiß seine Vorteile: So leicht kann man sich das Papier nicht vom Hals schaffen. Der Nachteil ist indes der, daß allgemein gehaltene Appelle immer leichter zu bejahen sind als ganz konkrete Forderungen. Es werden über alle ökonomischen und monetären Gesichtspunkte hinaus mehr internationale Solidarität gefordert und Schritte zu ihrer Realisierung vorgeschlagen. Diese moralische Kompetenz wird man der Kirche nicht absprechen können.

Wer das Dokument nicht kennt, könnte auch argwöhnen, es würde – wie dies in schlechten Predigten und Artikeln manch-

mal geschieht – einmal mehr das Gewissen des «Weißen Mannes» apostrophiert und mit einem Schuldkomplex beladen, manichäisch das Reich des Guten und Bösen säuberlich getrennt. Dem ist aber in keiner Weise so. Wenn einerseits der «Kollektiv-Egoismus» der reichen Nationen, die Geldspekulation und die Kapitalflucht scharf verurteilt werden, so wird andererseits auch nicht gezögert, Korruption, Geldverschwendung, Aufrüstung in den Entwicklungsländern deutlich zu verurteilen. Niemand und nichts wird aus irgendwelchen Rücksichten ausgeklammert, Weltbank und Weltwährungsfonds eingeschlossen.

Notsituationen meistern

In einem *ersten* allgemeinen Teil ruft die Erklärung ethische Grundsätze in Erinnerung, die angesichts der wachsenden Interpendenzen aller Länder und Menschen eigentlich selbstverständlich sein dürften, aber so oft am sog. wohlverstandenen Eigeninteresse der Nationen und am Egoismus der Beteiligten abprallen. Zu ermöglichen ist gegenseitiges Vertrauen, das die Mitwirkung und Mitverantwortung aller ermöglicht. Neue Formen von Solidarität sollen entwickelt werden, die es gestatten, Anstrengungen und Opfer zu geteilten Lasten werden zu lassen. Sofortmaßnahmen und langfristige Programme sind miteinander zu verbinden.

Der *zweite* Teil trägt Elemente einer *Ethik des Überlebens* vor, die den Ländern, die nicht mehr in der Lage sind, ihren Verpflichtungen ohne schwerste Beeinträchtigung der Wirtschaft und des Lebensstandards ihrer Bevölkerung nachzukommen, Soforthilfe zukommen läßt, um sie von unerfüllbaren Forderungen zu entlasten. Im Geiste des Evangeliums werden entsprechende Maßnahmen vorgeschlagen: Gewährung von Fristenverlängerungen, teilweiser oder vollständiger Erlass der Schulden oder Unterstützung des Schuldners im Hinblick auf die Wiederherstellung seiner Zahlungsfähigkeit. Vorrang haben dabei die Interessen des gefährdeten Landes, ohne daß indes das umfassendere Interesse der internationalen Gemeinschaft und der Präzedenzcharakter der gewählten Lösung in Vergessenheit geraten sollen.

Ähnlich wie bei andern Katastrophenfällen werden Sicherheits- und Einsatzpläne postuliert, die die größte Not auffangen helfen. Dabei wird dem IWF nahegelegt, nicht in autoritärer Technokratenmanier zu intervenieren, sondern die sozialen Erfordernisse und die speziellen Gegebenheiten der einzelnen Länder ausreichend zu berücksichtigen. Ein besonderes Augenmerk sei jenen Mechanismen zu widmen, die sich jeder Kontrolle entziehen, wie Kursschwankungen der Währungen, durch Börsenspekulation bedingte Preisausschläge der Rohstoffe, plötzlicher Verfall der Ölpreise.

Die Zukunft solidarisch verantworten

Im *dritten* und weitaus umfangreichsten Teil der knapp dreißigseitigen Erklärung werden die langfristigen Pflichten und Verantwortlichkeiten, aber auch die Rechte der Industrieländer, der Entwicklungsländer, der Handelsbanken und der multilateralen Finanzorganisationen aufgezeigt. «Wenn nun nacheinander die jeweilige Rolle, die Mittel und die Entscheidungsspielräume der einzelnen Akteure dargestellt werden, kann die ihnen jeweils zufallende Verantwortung deutlich gemacht und eine Ethik vorgeschlagen werden, an der sie ihre Entscheidungen ausrichten, nach der sie ihr Verhalten ändern und die Institutionen umbilden können im Sinne eines besseren Dienstes an der Menschheit.»¹ Nur am Rande sei als Detail angemerkt, daß der Abschnitt über die Verantwortung der Entwicklungsländer umfangmäßig den die Industrieländer betreffenden Teil um einiges übertrifft.

¹ Zit. nach der vorläufigen Übersetzung aus dem Französischen durch den Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn: Teil III., S. 10. Eine anhand des italienischen und französischen Textes durchgesehene und überarbeitete Fassung dieser Übersetzung erschien nach Redaktionsschluß in Herder Korrespondenz 41 (1987), 124–131.

► Obwohl die *Industrieländer* selber häufig mit schweren Beschäftigungs- und Strukturproblemen zu ringen haben, kommt ihnen wegen ihrer größeren wirtschaftlichen Stärke auch eine höhere Verantwortung für die Bewältigung der Krise zu. «Die Zeiten sind vorüber, in denen sie handeln konnten, ohne sich um die Auswirkungen ihrer Politik auf die andern Länder zu kümmern; es ist ihre Pflicht, ihre positiven wie negativen Rückwirkungen auf die anderen Mitglieder der internationalen Gemeinschaft zu beurteilen und sie abzuändern, wenn sie zu schwerwiegenden Folgen für die anderen, insbesondere für die ärmsten Länder führen. Diese Auswirkungen der Interdependenz unberücksichtigt zu lassen, ist Ausdruck des kollektiven Egoismus eines Landes.»² Mit «*Populorum progressio*» (Nr. 84) werden die Politiker an ihre Pflicht erinnert, ihre Wähler zu wirksamerer Solidarität anzuhalten.

Speziell wird die Verantwortung der entwickelten Länder in vier Bereichen aufgezeigt: Überwindung der Weltwirtschaftskrise, bessere internationale Verteilung der Wirtschaftstätigkeit und der Arbeit, koordinierte Finanz- und Währungspolitik, Verbesserung der internationalen Handelsbedingungen (z. B. stabile Rohstoffpreise). Kritisch sei angemerkt, daß es doch etwas erstaunt, wenn zur Überwindung der Wirtschaftskrise ein dauerhaftes und nachhaltiges Wachstum in den Industriestaaten gefordert wird. Angesichts der Sorgen um die Umwelt wären hier – trotz der Kürze des Papiers – etwas differenziertere Ausführungen am Platz gewesen.

► Sollen die *Entwicklungsländer* ihre internationale Mitverantwortung wahrnehmen, wird – so die Erklärung – eine gründliche Untersuchung die Besonderheiten eines jeden Entwicklungslandes sowohl im Hinblick auf die inneren und äußeren Ursachen als auch auf Lösungsmöglichkeiten und Zukunftschancen verdeutlichen müssen. Dabei sollen möglichst alle Verantwortlichen des Landes mitwirken, um einen Konsens im Hinblick auf die erforderlichen Schwerpunktsziele zu erreichen. Dabei haben insbesondere die Führer dieser Länder davon Abstand zu nehmen, die ganze Verantwortung billig den andern Ländern zuzuschieben, um ja nicht ihr eigenes Verhalten in Frage stellen oder gar Veränderungen vorschlagen zu müssen, die sie selbst unmittelbar betreffen würden. Bestechung, Korruption, Schmiergelder im Zusammenhang mit internationalen Verträgen und Kapitalflucht werden vom Dokument deutlich apostrophiert. Die Verpflichtung der Staatslenker auf das Gemeinwohl wird wiederholt unterstrichen.

Das Papier fordert, daß der Trennungslinie zwischen arm und reich, die nicht nur zwischen den Nationen, sondern oft auch auf massive Weise zwischen den sozialen Schichten und Regionen innerhalb einer Nation besteht, große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die führenden Politiker «müssen ihre Aufgabe als Dienst an der Gemeinschaft sehen und dafür Sorge tragen, daß die Güter, Dienstleistungen und Arbeitsplätze gerecht unter alle verteilt werden, wobei die Befriedigung der Bedürfnisse der Ärmsten jedoch Vorrang hat; in diesem Zusammenhang müssen sie auch die Rückwirkungen der ihrer Überzeugung nach notwendigen Wirtschafts- und Finanzmaßnahmen auf diese Schichten überwachen.»³

Die Erklärung gibt dann eine Reihe wichtiger Hinweise, die einerseits die interne wirtschaftliche Entwicklung betreffen, andererseits aber auch die Chance internationaler Zusammenarbeit nicht zuletzt der Entwicklungsländer unter sich herausstellen. Gewarnt wird vor einer sofortigen Liberalisierung des internationalen Handels, dem die Entwicklungsländer nicht gewachsen wären.

Der dritte und vierte Abschnitt des dritten Teils handeln von den Pflichten der Gläubiger gegenüber den Schuldner und der Verantwortung der multilateralen Finanzorganisationen. Zunächst wird betont, daß die Gläubiger ein Recht auf Zinszahlungen, Tilgungskonditionen und Laufzeiten den Schuldnern gegenüber haben, mit Ausnahme von Fällen, in denen Kredite zu Wucherzinsen gewährt wurden oder die zur Finanzierung von Vorhaben gedient haben, für die auf Grund von betrügeri-

schen Absprachen überhöhte Preise vereinbart wurden. Dann aber wird ebenso deutlich festgehalten, daß die Zahlungsbedingungen mit der Deckung der Grundbedürfnisse der Bevölkerung und einer kontinuierlichen Entwicklung der Schuldnerländer vereinbar sein müssen. Dazuhin werden Maßnahmen zur Erleichterung des Schuldendienstes unumgänglich sein. Bei den ärmsten Ländern werden notwendigerweise Kredite in Zuschüsse umgewandelt werden müssen, ohne daß dabei die wirtschaftliche und politische Glaubwürdigkeit dieser Länder untergraben wird und so der Zufluß von frischem Kapital zum Versiegen gebracht wird.

Eine Reihe von Vorschlägen und Hinweisen befassen sich mit den Tätigkeiten der Handelsbanken und multinationalen Unternehmen, wobei unmißverständlich zu verstehen gegeben wird, daß bloß gewinnorientiertes Denken und Handeln nicht genügt:

«Die multilateralen Finanzorganisationen werden ihre Aufgaben erfüllen, wenn sie sich bei ihren Entscheidungen und ihren Handlungen vom Geist der Gerechtigkeit und der Solidarität im Dienste aller leiten lassen. Es ist sicherlich nicht Sache der Kirche, die Wirtschafts- und Finanztheorien zu beurteilen, auf denen ihre Analysen und Vorschläge zur Abhilfe beruhen. Auf diesen komplexen Gebieten sind alle Gewißheiten nur relativ. Die Kirche für ihren Teil erinnert an die Notwendigkeit des gegenseitigen Verständnisses, damit die realen Verhältnisse besser erkannt werden. Auch erinnert sie nochmals daran, daß die Menschen und ihre Bedürfnisse Vorrang haben müssen vor den Sachzwängen und den Finanzmechanismen, die oft als allein-ausschlaggebend dargestellt werden.»⁴

Gefragt: konkrete Initiativen

Aufs Ganze gesehen unterbreitet die Erklärung nicht unbedingt neue Ideen oder Vorschläge zur Bewältigung der Schuldenkrise, die nicht auch schon von Wirtschaftsfachleuten oder Bischofskonferenzen, z. B. der amerikanischen in ihrem Wirtschaftshinrichtenbrief, vorgetragen worden sind. Zudem sind sie, wie schon vermerkt, recht allgemein gehalten und nicht in konkrete Lösungsvorschläge überführt. Es überwiegt der moralisch-ethische und mit viel Nachdruck vorgetragene Appell. Er ist indes bitter notwendig und verdient weltweite Beachtung und Unterstützung. Für die Schuldenkrise sind nicht nur die Schuldner, sondern auch die Kreditgeber verantwortlich! Denn noch ist die internationale Finanzwelt keineswegs so weit, daß sie auf der von «*Justitia et Pax*» vorgezeichneten Linie agierte, auch wenn internationale Finanzorganisationen im Hinblick auf die Erklärung bereits zu verstehen gegeben haben, das Dokument unterscheide sich nicht viel «von der Politik der internationalen Finanzgemeinschaft in den vergangenen Jahren». Soll etwa auf diese Weise, d. h. mittels einer billigen Vereinnahmung, das Papier seiner Wirkung beraubt werden? Die bisherige Kritik (etwa fehlender Sachverstand) verfängt ja nicht mehr so leicht, haben doch anerkannte Fachleute am Zustandekommen der Erklärung mitgewirkt.

Paul VI. hat – wie erwähnt – 1964 in Bombay die Schaffung eines Weltfonds für die notleidenden Völker vorgeschlagen. Darauf nimmt das Dokument nicht Bezug, möglicherweise weil ein solcher Vorschlag der Kommission bereits zu konkret erschien oder sie sich der Problematik von «Großprojekten» in der Entwicklungshilfe bewußt war. Deshalb dürfte es nicht unbedingt hilfreich sein, wenn manche Kommentatoren aus dem Lob der Erklärung für die Wiederaufbauarbeit in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg gleich schließen, das Dokument lanciere die Idee eines neuen «Marshallplans». Gerade um den armen Ländern zu einer sinnvollen Entwicklung zu verhelfen, sind für jedes Land und jede Kultur differenzierte Lösungen zu suchen. Großmaßstäbliche Projekte, die mit Riesensummen zu arbeiten hätten, wären wohl nicht sehr sinnvoll. Die so notwendigen praktischen und operablen Lösungen sind in anderer Richtung zu suchen.

² a. a. O. Teil III. 1., S. 11.

³ a. a. O. Teil III. 2., S. 17.

⁴ a. a. O. Teil III. 4., S. 23f.

In diesem Sinn darf zum Schluß noch auf eine Initiative in der Schweiz, weltweit Finanzplatz Nr. 3, aufmerksam gemacht werden. Als kleines, neutrales Land, finanziell aber «mittlere Großmacht» ist die Ausgangslage der Eidgenossenschaft für ein erfolgreiches Wirken wohl günstiger, als dies im tatsächlichen Verhalten von Nationalbank und Bundesverwaltung in internationalen Gremien normalerweise zum Ausdruck kommt. Brot für Brüder, Fastenopfer, das Institut für Sozialethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds und die nationale Kommission «Justitia et Pax» wollen u. a. mit Unter-

stützung des Nationalfonds ein Studienprogramm in Gang bringen, in dem Vorschläge erarbeitet werden, welche Schritte die Schweiz unternehmen könnte, um die ärmeren Entwicklungsländer (BSP/Kopf unter 700 Dollar) kurativ und präventiv nachhaltig von ihren schweren Schuldenproblemen zu entlasten. Mit einem Aktionsprogramm sollen diese Vorschläge in die öffentliche Diskussion eingebracht werden. Beabsichtigt ist, zum 700. Geburtstag der Schweiz im Jahre 1991 einen wohlüberlegten Schuldenerlaß für die ärmeren Entwicklungsländer zu initiieren.

Josef Bruhin

Der Sprache das Schweigen bewahren

Erinnerungen an Paul Celan aus dessen späteren Jahren

Über Paul Celans Leben seit Dezember 1947, also seit seiner Flucht aus Rumänien nach Wien, ist wenig bekannt. *Israel Chalfens* schätzenswerte Biografie¹ bricht zu diesem Zeitpunkt ab und hat bis heute keine Fortsetzung gefunden, und eine umfassende Lebensbeschreibung der Zeit von 1948 bis 1970, Celans Pariser Epoche, steht noch aus. Indessen bilden *Gerhart Baumanns* «Erinnerungen an Paul Celan»² Bausteine für eine künftige Biografie. Der Verfasser, wie Celan 1920 geboren, aus Karlsruhe stammend und seit Jahren als Germanistikprofessor in Freiburg i.Br. tätig, hat mit Paul Celan vor allem in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre Kontakt unterhalten; wiederholt wurde Baumann von Celan in Freiburg besucht, beide trafen sich auch im Jahr der Maiunruhen, 1968, in Paris. Die Art ihrer Beziehung muß – angesichts von Celans Existenz des Verschweigens – einen außerordentlichen Grad einer gewissen Vertrautheit erreicht haben, obwohl der Verfasser diesen Umstand nicht hervorhebt, sondern überhaupt seine Person dezent in den Hintergrund rückt, um allein Celan im Blickfeld des Lesers erscheinen zu lassen. Gerade weil der Dichter in den Gesprächen mit Baumann manches angedeutet hat, was sonst kaum festgehalten werden konnte, gewinnt dieses Buch vorerst an Bedeutung für all jene, welche seine Gedichte nicht nur vor einem innerpoetischen Wirklichkeitsgrund sehen, sondern auch die biografischen Umstände berücksichtigen wollen. Daß diese für die Interpretation Celanscher Gedichte eine Rolle spielen, erkennt die neuere Celan-Forschung immer mehr. Vor allem aber entwerfen diese Erinnerungen gleichsam das geistig-künstlerische Lebensfeld, in dem sich Celan bewegt hat; Dichter und Orte bezeichnen die Brennpunkte seines Denkens, Ereignisse lassen die Ängste ahnen, von denen sich Celan umgetrieben wußte, bis er den Tod in der Seine gesucht hat. Dort war sein letzter Fluchtpunkt. In seinem spätesten Gedichtband, «Zeitgehört», erst 1976 veröffentlicht, stehen die Verse:

KLEINE NACHT: wenn du
mich hinnimmst, hinnimmst,
hinauf,
drei Leidzoll überm
Boden:

alle die Sterbemäntel aus Sand,
alle die Helfenichtse,
alles, was da noch
lacht
mit der Zunge –

(III/S. 85)

Gerade die beiden letzten Jahre haben dem an Celan interessierten Leser zwei Lesegeschenke gebracht: Neben Gerhart Baumanns Erinnerungsbuch ist hier an die Publikation der frühen Gedichte zwischen 1938 und 1944 zu denken, welche die

Freundin aus Celans Jugendjahren, die damalige Schauspielerinnen *Ruth Lackner*, heute *Ruth Kraft*, ermöglicht hat. Sie hatte den damals Zwanzigjährigen 1940 in seiner Heimatstadt Czernowitz kennengelernt, wo sie im Jahr der russischen Okkupation als Schauspielerin am dortigen jiddischen Staatstheater eingesetzt war. Paul Celan brachte ihr seine Gedichte, die sie Blatt für Blatt sammelte. Später, als die Deutschen Rumänien besetzten (1941–1944), schickte er ihr seine Gedichte aus dem Arbeitslager Tăbăreşti, wo er Zwangsarbeit leisten mußte, gab ihr auch Anweisungen hinsichtlich der Gedichte, falls er nicht überleben sollte. Doch kehrte er im Februar 1944 nach Czernowitz zurück, ordnete seine Gedichte und schrieb sie neu auf, so daß ein kalligrafisch schmuckes Bändchen entstand, das er Ruth schenkte. Dieses Bändchen hat der Suhrkamp-Verlag 1985 in einer limitierten Auflage (1000 Ex.) als Faksimile-Ausgabe mit Transkription herausgegeben; 1986 folgte dann die preiswerte Taschenbuchausgabe.³ – Es ist hier nicht der Ort, um detailliert auf diese frühen Gedichte einzugehen; immerhin soll festgehalten werden, daß der Eindruck, der von dieser Sammlung ausgeht, ein ganz merkwürdiger ist. Der Leser wirft hier einen Blick auf verborgene Jahre, auf frühes Fühlen und Denken, das hier noch leicht faßlich entgegentritt. Er ahnt spätere Klänge und Dissonanzen, die hier noch als melodiose Töne anheben. Er mag spüren, welch weiten Weg Celan zurückgelegt hat bis zu den verschlossenen Gedichten seiner späten Zeit. Die großen Erschütterungen zeigen sich hier noch unverstellt, lassen sich in Verse und Reime gießen, die von der Tradition chassidischer Dichtung wie von jener der deutschen Romantik zehren mögen. Es ist sangbare Verzweiflung: Verzweiflung über den Tod der Eltern, die 1942 in Czernowitz verhaftet und in ein Steinbruchlager der Ukraine, jenseits des Bug, verschleppt worden sind, wo der Vater im Herbst desselben Jahres, die Mutter im Winter 1942/43 erschossen worden ist – Verzweiflung immer wieder über die Ermordung der Juden seiner Heimat, der Bukowina. 1944 schrieb Celan sein berühmtes Gedicht «Todesfuge», das er 1952 im Gedichtband «Mohn und Gedächtnis» veröffentlicht hat. Und im Band «Gedichte 1938–1944» steht jenes Gedicht, das der Ermordung der Mutter im Lager Michailowka gedenkt:

Nähe der Gräber

Kennt noch das Wasser des südlichen Bug,
Mutter, die Welle die Wunden dir schlug?

Weiß noch das Feld mit den Mühlen inmitten,
wie leise dein Herz deine Engel gelitten?

Kann keine der Espen mehr, keine der Weiden,
den Kummer dir nehmen, den Trost dir bereiten?

Und steigt nicht der Gott mit dem knospenden Stab
den Hügel hinan und den Hügel hinab?

¹ Israel Chalfen, Paul Celan. Eine Biografie seiner Jugend. Insel-Verlag, Frankfurt 1979; Suhrkamp-TB 913, 1. Auflage 1983.

² Gerhart Baumann, Erinnerungen an Paul Celan. Suhrkamp, Frankfurt 1986.

³ Paul Celan, Gedichte 1938–1944. Mit einem Vorwort von Ruth Kraft. Bibliothek Suhrkamp 933, 1986.

Und duldest du, Mutter, wie einst, ach, daheim,
den leisen, den deutschen, den schmerzlichen Reim? (S. 130)

Später ziehen sich die Gedichte immer mehr ins Schweigen zurück, erstarren zum «Atemkristall». – So haben wir mit diesen Veröffentlichungen gleichsam die beiden Grenzpunkte von Celans Biografie erreicht: Beginn und Ausklang geben sich uns in Ansätzen zu erkennen, ein Bogen wölbt sich vom Anfang zum Ende hin. Sichtbar wird dies an einigen Themen, wie sie in den Gesprächen mit Gerhart Baumann aufsteigen – es sind im genauen Sinn des Wortes Lebensthemen Paul Celans.

Die Herkunft, der Krieg, die Einsamkeit

Czernowitz, die Geburtsstadt, ist das Glanzwort in diesen Unterredungen. «Eine Stadt von Schwärmern und Anhängern» – wie sie die gleichfalls aus dieser Stadt stammende *Rose Ausländer* (geb. 1907) charakterisiert hat. Begierig nahm man Anregungen auf, dankbar dafür, daß sie auch an den südosteuropäischen Rand getragen wurden. Gerade die Lage an der Peripherie tonangebender Kultur stärkte die Bewohner in ihrem Selbstbehauptungstrieb; man erschuf sich Kultur innerhalb der eigenen Reihen, man schätzte Phantasie und Spiritualität, Dichtung und Philosophie. Ein solches Klima ermutigte zum Schreiben in frühen Jahren – man denke an die gleichfalls aus dieser Stadt stammende *Selma Meerbaum-Eisinger* (1924–1942), eine Verwandte Celans mütterlicherseits, deren Dichtungen erst vor wenigen Jahren wieder entdeckt worden sind –, und zudem befruchtete das «barocke Sprachmilieu» (*Rose Ausländer*), in dem sich slawische, lateinische, jüdische und deutsche Elemente trafen. Deutsch blieb praktisch bis zum Sommer 1940, da die Sowjets in der Bukowina einmarschierten, die Landessprache des größten Teils der Bevölkerung.

Im ersten Teil von Baumanns Erinnerungen rückt nun *Immanuel Weissglas* ins Zentrum, der «wortbesessene Freund» aus der Czernowitzer Schulzeit; Celan und er treffen einander täglich; diese Angabe steht indessen in ziemlichem Widerspruch zu den Ausführungen Israel Chalfens (s. Anm.1), der die Begegnungen zwischen den beiden zahlenmäßig stark einschränkt und überhaupt die beiden Klassengefährten eher als «Rivalen» hinstellt. – Das großzügige Elternhaus von Weissglas nimmt den in beengten Verhältnissen aufgewachsenen *Paul Antschel* (so der ursprüngliche Name, aus dem als Anagramm der Name Celan abgeleitet worden ist) gastfreundlich auf. Die bemerkenswerte Bibliothek von Weissglas' Eltern begünstigt Studien und frühe dichterische Versuche, hier rückt die Welt des Buches nahe, die später Celans Refugium werden wird. Weissglas, der erst nach dem Tod Celans mit Baumann zusammentrifft (Celan hat ihn in den Gesprächen mit Baumann nie erwähnt), erweist sich als «unschätzbare und verständnisinniger Beobachter seines schwierigen Gefährten». Er zeichnet ein Bild des «unzugänglichen Vaters Antschel» und umreißt das Reich des Glaubens, der Sprache, Kunst und Musik, welche eine «Mitgift der gefühlvollen Mutter», Celans über alles geliebten Mutter, gewesen ist. Früh offenbarte sich «das Anfällige und Jähe, das Unwägbar der Stimmungslagen», Celans Krankheit zum Tode, die nicht erst der Krieg geweckt hat, sondern die schon in der Jünglingszeit in ihm geschlummert hat. – Weissglas konstatierte auch «den übersteigerten Ehrgeiz des Schülers», der in jeder für ihn unannehmbaren Auslegung, z. B. in Fragen der Dichtung, eine Bedrohung erblickte. Ausführlich vergegenwärtigte Weissglas auch die zahllosen Versuche an benachbarten Schreibtischen, zuletzt in den Nächten des Krieges, in jener Landesirrenanstalt, wohin der Nervenarzt *Pinkas May* die gefährdeten Freunde gebracht hatte, um sie den Zugriffen der sowjetischen Besatzung zu entziehen. Celan, der zuerst in Tours Medizin studiert hatte (1938–39), wurde zur Betreuung jener abgeschossenen Flieger mit Kopfverletzungen eingesetzt, die hier Aufnahme fanden. Inmitten dieser Schwerverletzten saßen die beiden Freunde über Sonetten Shakespeares, über Versen von Apollinaire oder Trakl und setzten sich einer Spannung

aus, die in Celan bis zum Tod gewütet hat.

Es waren ja diese Erlebnisse des Krieges, die sich in Celans Gedächtnis nicht als Vergangenheiten abgelagert haben, sondern in ihm in ewiger Gegenwart weiter brannten. Sein Gedicht verstand er zuletzt als «Entwürfe kommender Erinnerungen». Die Überzeugung, daß in diesem erschreckenden «Eingedenken» nichts vergessen, nichts getilgt, nichts verjährt werden könne («Kein Tag, an dem Celan nicht entsetzt mir einen Beweis für ungesühnte Verbrechen unterbreiten mußte», schreibt Baumann), ließ den Dichter immer mehr an den Rand geraten. Ein ausgesprochener Gerechtigkeitsinn und ein unüberwindliches Mißtrauen (letzteres äußerte sich in Freiburg vor allem gegen *Heidegger* und den Romanisten *Hugo Friedrich*) ließen ihn an dieser Welt irre werden. Man mag an *Nelly Sachs* denken, die Paul Celan zusammen mit seiner Frau und dem kleinen Sohn Eric anlässlich jener denkwürdigen Begegnung auf dem Zürcher Flughafen Kloten (wo sich auch *Ingeborg Bachmann* eingefunden hatte) im Mai 1960 begrüßt hat, bevor die Dichterin an den Bodensee zur Entgegennahme des Droste-Preises fuhr.⁴ Wenige Wochen später fand Nelly Sachs in der Nervenheilanstalt Beckomberga bei Stockholm für drei Jahre eine Zuflucht, weil sie von paranoiden Vorstellungen umgetrieben wurde. Hier zeichnet sich bei beiden Autoren ein erschütterndes Schicksal ab: Einmal vom «Meister aus Deutschland» gezeichnet, werden sie von ihm immer wieder aufs neue gezeichnet, Ruhe ist keine mehr. – Überhaupt läßt Baumann, obwohl er immer sehr sacht formuliert, beim Leser eine Ahnung aufkommen, was Celan schließlich in den Tod geführt hat (als mutmaßlicher Todestag gilt der 20. April 1970). Es sind diese Vorstellungen einer erneuten Wiederkehr des Holocausts, es ist das Unverständnis mancher Kritiker, die ihn Ende der sechziger Jahre auf «gesellschaftliche Relevanz» verpflichten wollten und seine «hermetische» Literatur ablehnten, es sind auch die Schwierigkeiten, die sich in der Beziehung zwischen Celan und seiner Gattin, der Grafikerin Gisèle Lestrangé, angebahnt haben. All diese Ereignisse mögen tückisch zusammengewirkt haben, obgleich ein rätselhafter Rest offenbleiben muß. Noch im Herbst 1969 ist Celan nach Israel gereist, und in seiner Ansprache vor dem Hebräischen Schriftstellerverband sagte er: «Ich glaube einen Begriff zu haben von dem, was jüdische Einsamkeit sein kann ...» Baumann bemerkt auch, daß Celans Beziehungen zu anderen Menschen zunehmend unberechenbar geworden sind, «unablässigen Schwankungen und Spannungen» ausgesetzt und nicht selten «mit einem völligen Zerwürfnis» endend. «Ich brauche niemanden, ich kann durchaus allein sein», äußerte Celan in dieser Zeit brüsk. Celan fehlte die Bereitschaft, jemandem vorbehaltlos zu vertrauen, ungezwungen über seine Gedichte zu sprechen, Einwände anzunehmen. «Das Gewaltsame, das ihn zuweilen hinriß, entsprang einer sich beständig erneuernden Einsicht in das Unvereinbare zwischen dem Anspruch seiner Vorstellungen und einer stets fragwürdigen Wirklichkeit.»

Die Geistesverwandten

So mochte sich Celan mit den geistesverwandten Dichtern umgeben und mit ihnen Gespräche geführt haben, je mehr er von der äußeren Welt abrückte. Er verstand sich als österreichischer Dichter – von Jugend an erblickte er in Wien seine Hauptstadt –, und deshalb bedeuteten ihm *Hofmannsthal* mit seinem österreichischen Selbstbewußtsein und *Georg Trakl* etwas Unverlierbares; auf *Kafka* berief er sich vielfach, ebenso auf *Rilke*, und gerade mit diesen beiden teilte er ja auch das lebensgefährdende Engagement für eine reine Existenz des Schreibens. Nahe blieb ihm immer wie ein Bruder *Ossip Mandelstam*, den Celan «als Propheten, Vorläufer und Zeugen seines eigenen Schaffens» verehrte. Das Werk Mandelstams woll-

⁴ An diese Zusammenkunft zwischen Nelly Sachs und Paul Celan erinnert Celans Gedicht «Zürich, zum Storchen» aus dem Zyklus «Die Niemandrose», veröffentlicht 1963, enthalten in Band I, S. 214.

te er vor dem Untergang retten, und in der Übertragung seiner Poesie erblickte er einen «Lebensauftrag». Teuer waren ihm seit jeher Shakespeare, Goethe und die Dichter der griechischen Antike; von den Lyrikern des französischen Symbolismus fühlte er sich angezogen, er distanzierte sich aber deutlich von Mallarmé.

Gerade in Gerhart Baumann hat Celan einen vorzüglichen Gesprächspartner, einen anregenden Zuhörer und Mitdenker gefunden. Überdies zog Freiburg ihn, der sich der Stadt Paris damals «nicht mehr ganz gewachsen» fühlte, aus einem bestimmten Grund an: Vorerst mahnte ihn der Schwarzwald an die heimatliche Bukowina, das Buchenland, zudem aber waren von Freiburg «Erfahrungen von Welt – und Selbstverständnis» ausgegangen, und man darf hier an Husserl wie an Heidegger denken. Zu diesem indessen unterhielt Celan ein zwispältiges Verhältnis. Heidegger begleitete Celan und Baumann jeweils auf ihren Wanderungen im Schwarzwald (der Philosoph und der Dichter besaßen beide ausgezeichnete Kenntnisse in Botanik und Zoologie), Heidegger selbst förderte die Begegnungen mit Celan nach Kräften, dieser jedoch konnte nicht über die politische Vergangenheit des Philosophen hinwegsehen. Dennoch konnte sich Celan vielleicht keinen verständigeren Leser seiner Gedichte denken als den Philosophen, der die Briefe des Dichters ebenso sorgsam aufbewahrte wie das «Todtnauberg»-Gedicht, das Celan ihm in dem kostbaren Druck von 1968⁵ übermittelt hatte. Das Gedicht hatte der Dichter am 1. August 1967 in Frankfurt am Main aufgezeichnet, im Anschluß an seinen Besuch in Heideggers Refugium «Todtnauberg».

TODTNAUBERG

Arnika, Augentrost, der
Trunk aus dem Brunnen mit dem
Sternwürfel drauf,
in der
Hütte,
die in das Buch
– wessen Namen nahmst auf
vor dem meinen? –,
die in dies Buch
geschriebene Zeile von
einer Hoffnung, heute,

⁵ «Todtnauberg», Vaduz (Brunidor), 50 Exemplare.

ORIENTIERUNG

erscheint 2 × monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 201 07 60
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber,
Josef Bruhin, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein,
Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz
(Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1987:

Schweiz: Fr. 38.- / Studierende Fr. 27.-
Deutschland: DM 47.- / Studierende DM 32.-
Österreich: öS 350.- / Studierende öS 240.-
Übrige Länder: sFr. 38.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-
(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder
mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842 / Schweizerische Kreditanstalt
Zürich-Enge, Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht
1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

auf eines Denkenden
kommendes
Wort
im Herzen,
Waldwasen, uneingeebnet,
Orchis und Orchis, einzeln,
Krudes, später, im Fahren,
deutlich,
der uns fährt, der Mensch,
der's mit anhört,
die halb-
beschrifteten Knüppel-
pfade im Hochmoor,
Feuchtes,
viel.

Indessen ließ die persönliche Gegenwart des Philosophen den Argwohn Celans weniger aufkommen, erst in Abwesenheit Heideggers kehrten die Bedenken zurück, und Baumann fragt sich: «Den schmerzlichen Weg von der «Todesfuge» zu «Todtnauberg» – wie oft wohl hat ihn Celan zurückgelegt, ohne ein Ziel zu erreichen?»

Demiurg der Sprache

Ein großer Teil der Erinnerungen gilt dem Phänomen von Celans Sprachvermögen und -sensibilität. Baumann vergegenwärtigt die einzigartigen Lesungen Celans vor dem Publikum, wo er die Gedichte im Akt des Lesens noch einmal kreierte, er gibt Einblick in die Gesprächsabende zu zweit, wobei die Aufgabe für Celans Gegenüber «denkbar schwierig» war, indem «jeder Ausdruck, jedes Wort vor seinem Sprachgewissen bestehen mußte. Der leiseste Verstoß, eine absichtslose Doppeldeutigkeit, ein hintergrundsloser Satz – alles vermochte ihn derart aufzubringen oder zu verbittern, daß er sich aus dem Gespräch brüsk zurückzog ... Nie gebrauchte er ein Wort nachlässig, in jedem vernahm er noch die Vielfalt ursprünglicher Vorstellungen». In den letzten Jahren wollte der Dichter die Grenzwerte der Sprache erkunden, das noch Sprachlose Sprache werden lassen, und er war von der Begierde besessen, seinen Wortschatz zu erweitern, kühne Fügungen und bestürzende Verbindungen zu finden. Daher interessierte er sich für das Vokabular aus Alchemie und Volkskunde, weil er glaubte, Erlesenes aus dem Sprachschutt bergen zu können, Altes neu zu beleben. Gerade hierin läßt er z. B. an *Christine Lavant* (1915–1973) denken (überraschend etwa sein Kompositum «Hungerkerze», das an Lavants «Hungerstern» erinnert), obwohl er selbst jeden Vergleich seiner Texte mit anderen streng von sich gewiesen hätte. Immer bestand er auf der Einsamkeit (und darf man sagen: Einzigkeit?) seiner Gedichte.

Dieses Erinnerungsbuch eines wahren Freundes aus den letzten Lebensjahren hinterläßt beim Leser einen nachhaltigen Eindruck. Es ist daraus ein wichtiges persönliches Zeugnis geworden, das den Lebenskreis ermessen läßt, wie ihn Celan entworfen hat: in seinem Reichtum, aber auch in seiner zerstörerischen Bedrängnis. Celans Einsamkeit hat wohl keiner zu durchdringen vermocht, und hierin erscheint er uns heute in tragischer Einzigartigkeit, denn geistige Verwandte wie Rilke oder Kafka fanden doch in Frauen wie *Lou Andreas-Salomé* oder *Dora Dymant* einen Menschen, wo sie «unendlich fort in dein geschütztes Herz» wachsen durften.⁶ Celan blieb nur «das ausgeschachtete Herz»⁷.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

⁶ Rilke in einem Gedicht von 1911 an Lou Andreas-Salomé: «Ich hielt mich überoffen, ich vergaß ...». Gedichte 1906–1926.

⁷ Gedicht «Das ausgeschaltete Herz», in: Fadensonnen. Erschienen 1968, enthalten in Band II, Seite 150.

Die Gedichte Paul Celans zitieren wir – mit Ausnahme von «Nähe der Gräber» – nach der Suhrkamp-Taschenbuchausgabe der Gesammelten Werke (5 Bände). Frankfurt 1986.